<36638084490014

Lessing-Forschungen

nebst Nachträgen

zu

Lessings Werken.

Von

B. A. Wagner.

Berlin.
Verlag von H. W. Müller.
1881.

H

Herrn

Professor Dr. F. Hofmann,

Direktor des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster,

in treuer Verehrung

gewidmet.

Vorrede.

Aus einzelnen Aufsätzen, die ich im Laufe der letzten beiden Jahre in der Sonntags-Beilage der Vossischen Zeitung veröffentlicht habe, ist das kleine Werk entstanden, das ich jetzt den Litterarhistorikern und den zahlreichen Verehrern Lessings darzubieten wage. Wenn die Ergebnisse meiner Untersuchungen sich als richtig bewähren, so sind die Werke Lessings um einige bisher unbekannte Aufsätze vermehrt.

Dem von mir geführten Nachweise, daß Lessing im Jahre 1751 Voltaires kleine historische Schriften übersetzt hat, wird schwerlich widersprochen werden. Ich habe drei dieser geistreichen Abhandlungen mitgetheilt und möchte die Frage aufwerfen, ob nicht die äußerst selten gewordene Uebersetzung eines vollständigen Wiederabdrucks werth ist.

Unter den litterarisch-kritischen Aufsätzen, die ich Lessing zugeschrieben habe, tragen einige unverkennbar den Stempel seiner Eigenart; bei andern freilich konnte ich Lessings Autorschaft nur als wahrscheinlich hinstellen. Ich hoffe, daß man meinen Untersuchungen nicht Mangel an Vorsicht vorwerfen wird, und bemerke, daß ich dieselben weiter fort-

zusetzen beabsichtige, da meiner Ueberzeugung nach sowohl in den Jahrgängen 1748—1750 der Berliner privilegirten Zeitung als namentlich in den „Critischen Nachrichten auf das Jahr 1751" noch manches verborgen ist, was von Lessing herrührt.

Die in diesem Werkchen enthaltenen Nachträge zu Lessings Werken sind durch Schwabacher Schrift kenntlich gemacht und sorgfältig nach den Originalen abgedruckt, die Druckfehler, wo es nöthig schien, unter dem Text angegeben und verbessert worden. Der Versuchung, die Orthographie und Interpunktion einheitlich zu gestalten, glaubte ich widerstehen zu müssen, da gerade mancherlei Schwankungen für Lessings Jugendarbeiten charakteristisch sind. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß viele Abweichungen von der Regel nur als Folge der Unachtsamkeit anzusehen sind; Lessing sagt bekanntlich selbst von sich, er sei ganz und gar kein accurater Corrector.

Möchten diese Forschungen dazu beitragen, die geistige Entwicklung unseres größten Kritikers zu klarer Erkenntniß zu bringen!

Berlin, im Februar 1881.

B. A. Wagner.

Inhalt.

Verzeichniß

der Nachträge zu Lessings Werken.

Erster Theil.

Voltaires kleinere historische Schriften, übersetzt von Lessing.

I.

Beweis, daß Lessing der Uebersetzer ist.

Von allen Biographen Lessings werden die persönlichen Beziehungen, in die er zu Voltaire trat, als eine ziemlich bedeutungslose Episode in seinem Leben betrachtet. Die einzige Quelle aller Darstellungen ist die Erzählung Karl Lessings im Leben seines Bruders. (Berlin 1795, Theil I, S. 115—138.) Seinen Angaben zufolge wurde im Jahre 1750 der damals 21jährige Lessing, der seit November 1748 zu Berlin lebte, an Voltaire empfohlen und zwar von dessen Privatsecretair Richier de Louvain, einem französischen Sprachlehrer und Lessings Freunde. Lessing hatte die Eingaben, welche Voltaire in seinem oft besprochenen Prozesse gegen Hirsch entworfen hatte, für das Gericht aus dem Französischen in das Deutsche zu übersetzen. „Voltaire lud ihn alle Tage zu sich zu Tische, sprach auch von Litteratur und Wissenschaften, doch immer in so zurückhaltendem und ernstem Tone, daß den Tischgenossen wenig Spielraum ihres Witzes blieb."

Als im Februar 1751 der Prozeß zu Voltaires Gunsten entschieden war, hörte, wie es scheint, dieser Verkehr auf. Voltaire begab sich nach Potsdam und vollendete dort sein

Siècle de Louis XIV., das von der ganzen französisch gebildeten Welt jener Zeit mit größter Spannung erwartet wurde. Bevor es öffentlich erschien, sollte es Friedrich dem Großen und den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses überreicht werden. Lessing erhielt von seinem Freunde Richier de Louvain, der die für den Hof bestimmten Exemplare auszuwählen hatte, ein aus schadhaften Bogen zusammengestelltes Exemplar für kurze Zeit geliehen. Er vergaß die Zurückgabe und nahm das Buch aus Unachtsamkeit sogar nach Wittenberg mit, wohin er sich im Dezember 1751 zur Erlangung der Magisterwürde begab. Als Voltaire hiervon Kunde erhielt, gerieth er in heftigen Zorn; er hielt sich für bestohlen und glaubte, Lessing wolle das Werk nachdrucken lassen und selbst übersetzen. Richier mußte an Lessing einen von Voltaire dictirten Drohbrief richten, der leider nicht mehr erhalten ist. Lessing antwortete sofort, indem er seinen Freund rechtfertigte und sich zu entschuldigen suchte. Bevor aber seine Antwort in Berlin eintraf, schrieb Voltaire selbst noch einmal an ihn (1. Jan. 1752) und forderte ihn in höflichen Worten, hinter denen allerdings ernste Vorwürfe und Drohungen verborgen lagen, zur sofortigen Zurückgabe des Werkes auf. Dabei sprach er wieder die Vermuthung aus, Lessing wolle das Werk übersetzen, und erklärte, es würde ihm zur Genugthuung gereichen, wenn Lessing dies thäte (je serais très satisfait que vous traduisiez le livre en allemand), und es gebe niemanden, der dazu besser im Stande sei (plus capable de le bien traduire).

Wie läßt sich dieses auffallend günstige Urtheil Voltaires, der sich um die deutsche Litteratur so wenig bekümmerte, über Lessing und sein Uebersetzertalent erklären? Schwerlich genügt es, auf die Dienste hinzuweisen, die ihm Lessing ein Jahr vorher in jenem Prozesse geleistet hatte.

Man hat daher das Lob für nichts weiter als eine leere Höflichkeit angesehen, mit der Voltaire die schleunige Zurücksendung des Buches erreichen wollte. Mir will auch diese Erklärung nicht genügen, namentlich wenn ich mit den Worten Voltaires eine Stelle in der (ebenfalls französisch geschriebenen) Antwort vergleiche, welche Lessing kurz vorher an Richier gesandt hatte. Er versichert hier, daß es ihm nicht einfallen werde, ein Buch zu übersetzen, dessen Uebersetzung schon einem anderen übertragen sei, und fährt dann fort: Au reste, j'ai la folle envie de bien traduire, et pour bien traduire M. de Voltaire, je s a i s qu'il se faudrait donner au diable. Voltaire also weiß, daß Lessing sein Werk gut übersetzen würde, und Lessing weiß, daß es schwer ist, Voltaire zu übersetzen. Beide müssen, um so zu sprechen, mehr Erfahrungen gemacht haben, als die Uebersetzung einiger Prozeßacten ihnen gewähren konnte.

Wenige Monate vor diesem Briefwechsel war in Rostock ein Octavband von 366 Seiten erschienen, der 15 historische Aufsätze Voltaires in deutscher Uebersetzung enthält. Der Titel lautet:

Des

Herrn von Voltaire

Kleinere

Historische

Schriften.

Aus dem Französischen übersetzt.

Rostock,

verlegts Johann Christian Koppe.

1752.

Das Werk trägt zwar auf dem Titel die Jahreszahl 1752, ist aber, wie aus einer später zu erwähnenden Recension erhellt, schon vor dem 28. Okt. 1751 ausgegeben worden. Auch die Vorrede ist von 1751 datirt; sie ist von Berlin aus geschrieben und mit L. unterzeichnet. Dieser L. ist, wie ich glaube nachweisen zu können, niemand anders als Gotthold Ephraim Lessing.

Daß diese Arbeit dem Spürsinne so vieler Lessingforscher entgangen ist, darf uns nicht Wunder nehmen. Lessing selbst erwähnt sie nirgends. Aus der Zeit seines ersten Berliner Aufenthaltes (Nov. 1748—Dez. 1751) haben wir ja so wenige directe Nachrichten über sein Leben; wir sind fast nur auf einige Briefe an seinen Vater angewiesen, und in diesen durfte er von seinen Beziehungen zu Voltaire nicht schreiben, ohne den elterlichen Befürchtungen für das Seelenheil ihres Sohnes neue Nahrung zu geben; dem strenggläubigen Vater waren, wie Karl Lessing sagt, „jene weltberühmten Männer, von Voltaire bis auf den Abbé de Prades,[1] keine Gelehrten, sondern Weltleute von mannigfaltigen, aber oberflächlichen Kenntnissen und tiefsinniger Theisterei oder gar Atheisterei." Daß aber Lessing in seinen späteren Schriften und Briefen dieser Jugendarbeit nicht gedenkt, ist aus seiner immer schärfer hervortretenden oppositionellen Stellung zu Voltaire leicht erklärlich.

Die Vorrede zu dem Werke, welche durchaus die damalige schriftstellerische Eigenthümlichkeit Lessings an sich trägt, lautet:

Der Herr von Voltaire hat sich der Welt als einen allgemeinen Geist zeigen wollen. Nicht zufrieden, die ersten Lorbeern

---

[1]) Der Abbé de Prades war nach dem Tode La Mettries Vorleser Friedrichs des Großen geworden. (Preuß, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Berlin, 1838. S. 160.)

auf dem französischen Parnasse mit erlanget zu haben, ist er die Bahn eines Newtons gelaufen, so stark, versteht sich, als ein Dichter von seinem Fluge sie laufen kann; und durch die tiefsinnige Weltweisheit ermüdet, hat er sich durch die Geschichte mehr zu erholen, als zu beschäfftigen geschienen.

Man kennt sein Leben Carls des XIIten. Einige haben es für einen schönen Roman angesehen, welcher dem Curtius den Rang streitig mache. Alle Uebertreibung bey Seite, lasset uns gestehen, daß der Grund überall darinne wahr ist, nur daß der Herr von Voltaire überall die theatralische Verschönerung angebracht hat, die er nur zu wohl versteht, um die Zuschauer für einen Helden auf der Bühne einzunehmen.

Seine übrigen historischen Aufsätze sind unter uns weniger bekannt worden, und hätten es vielleicht mehr verdienet. Wir hoffen, daß es nicht unangenehm seyn wird, sie hier in einer Uebersetzung beysammen zu finden.

Er hat überall gesuchet, sich von dem gemeinen Haufen der Geschichtschreiber zu entfernen. Trockne Tagebücher, welche Kleinigkeiten und wichtige Vorfälle aufzeichnen, die das Gedächtniß füllen wollen, ohne den Geist zu erleuchten, und das Herz zu ordnen, die menschlichen Handlungen beschreiben, ohne die Menschen können[1]) zu lehren, sind niemals nach seinem Geschmacke gewesen. Man sehe seine Betrachtungen über die Geschichte davon nach, die in dieser Sammlung den ersten Platz einnehmen.

Der Versuch über das Jahrhundert Ludewigs des XIVten[2]) ist ein Plan, der Bewunderung verdiente, wenn er auch unausgeführet bliebe. Wann wir nun dem Leser sagten, daß er es nicht geblieben ist? Noch ist zwar dieses wichtige Werk nicht öffentlich erschienen, es ist aber, wie wir gewiß wissen, fertig, und eine Frucht der ruhmvollen Ruhe, in welche der Verfasser nur durch einen Friedrich versetzet werden konnte.

Er hat fast immer in der großen Welt gelebet, und daher kommen ihm die unzähligen Anekdoten, die er überall einstreuet. Er scheint viele davon unter gewisse Titel gebracht zu haben, zum Exempel, der gedruckten Lügen, der Thorheiten auf beyden Theilen;

---

[1]) Druckf. für „kennen".

[2]) Die zweite und ausführlichste der von L. übersetzten historischen Schriften Voltaires (S. 17—116).

daß man also mit Recht diese und dergleichen Aufsätze zu den historischen hat ziehen müssen.

Man hat keine Ordnung unter denselben beobachtet. Es wäre leicht gewesen, sie zu beobachten. Allein man muß nicht alles thun, was leicht ist, saget der Herr von Voltaire. Zum Nutzen des Lesers würde eine chronologische Ordnung nichts beygetragen haben, da er die Epochen solcher wichtigen Gegenstände, wie sie der Herr von Voltaire meistens gewählet, ohnedem wissen wird; zum Vergnügen auch nichts, denn das Vergnügen wächst durch das Regellose.

An verschiedenen Orten hätte der Uebersetzer Anmerkungen machen können; und wer weiß, ob man es ihm nicht übel nimmt, sie nicht gemacht zu haben? Er würde es wenigstens manchem geschwornen Anmerkungsschmierer nicht übel nehmen, wenn er seinem Exempel folgete.

Man wird einige Aufsätze hier antreffen, welche in der neuesten Ausgabe der Werke unsers Verfassers [1]) sich nicht befinden. Diese hat man hier und da zusammen gesucht.

Der Herr von Voltaire besitzt nicht allein die Kunst, schön zu schreiben, sondern auch, wie Pope saget:

The last and greatest Art, the Art to blot.

Er ist unermüdet in Ausbesserung seiner Werke. Wir haben das Glück gehabt, eines der mit der Feder verbesserten Exemplare seiner Werke zu Rathe ziehen zu können, und wir können versichern, daß nichts wichtiges in diesen historischen Aufsätzen dazu gekommen, oder darinne verändert worden ist, welches wir sollten übergangen haben.

Man empfiehlt sich und diese Arbeit dem Wohlwollen der Leser.

Berlin, 1751. L.

Ist diese Vorrede von Lessing geschrieben, was ich beweisen zu können glaube, so wirft sie auf seine persönliche Stellung zu dem großen Franzosen vielfach neues Licht. Der Uebersetzer benutzte, wie er sagt, ein „mit der Feder verbessertes Exemplar“ der Werke Voltaires; Lessing konnte

---

[1]) Gemeint ist die Dresdener Ausgabe des Buchhändlers Walther, von der 1748—1750 9 Bände erschienen waren.

dieses entweder von seinem Freunde R. de Louvain, oder von Voltaire selbst erhalten haben; im letzteren Falle möchte man vermuthen, daß Voltaire selbst sich um die Uebersetzung bekümmerte und dem Uebersetzer jene Schwierigkeiten bereitete, die Lessing in der oben angeführten Briefstelle so energisch [1]) bezeichnet. Ferner verstehen wir auch, weshalb der Uebersetzer es bestimmt wissen konnte, daß das von der gebildeten Welt mit Ungeduld erwartete „wichtige Werk über das Jahrhundert Ludwigs XIV." fertig war. Ohne Zweifel hatte Lessing Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie der Verfasser noch immer mit der Veröffentlichung zögerte; aus den Briefen Voltaires wissen wir, daß dieser an dem schon vollendeten Werke unaufhörlich änderte und es erst im folgenden Jahr veröffentlichte. Wir können jetzt das außerordentliche Interesse begreifen, das Lessing dieser Schrift entgegenbrachte; denn der in der Vorrede erwähnte „Versuch über das Jahrhundert Ludwigs XIV." ist nichts anderes als der erste Theil des Siècle de Louis XIV. Hatte Lessing diesen übersetzt, so lag für Voltaire die in jenem Briefe ausgesprochene Vermuthung nahe, daß er auch das ganze Werk zu übersetzen beabsichtigte.

Die scharfe und witzige Bemerkung der Vorrede gegen die „Anmerkungsschmierer" seiner Zeit paßt ganz für Lessing. Auch sonst sprach er sich gegen die gelehrt scheinenden „armseligen Noten, die nicht viel sagen wollen", aus (Hempel-Ausgabe XI, 1. S. 191); denn „Anmerkungen kann mit Hülfe zweier oder dreier Quellen über einen Geschichtschreiber ein jeder machen". (XIX, S. 56.) Des-

---

[1]) Die Wendung: „Il se faudrait donner au diable" rührt von Voltaire selbst her. (C. B. Boxberger, Einzelheiten über Voltaire bei Lessing. Dresden, 1879. S. 12.)

halb fügte er selbst zu anderen bald darauf von ihm herausgegebenen Uebersetzungen (Marignys Geschichte der Araber, Joh. Stuarts Prüfung der Köpfe) keine Anmerkungen hinzu.

Die klare und knappe Darstellung, welche Lessing schon in seinen ersten Prosawerken gegenüber dem Wortreichthum seiner Zeitgenossen erstrebte, seine Vorliebe für kurze Sätze und für Antithesen findet sich auch in dieser Vorrede; besonders bezeichnend ist die Auseinandersetzung, warum er keine Ordnung unter den Aufsätzen beobachtet habe: „Es wäre leicht gewesen, sie zu beobachten. Allein man muß nicht alles thun, was leicht ist.“ Lessing gebraucht diese Voltairesche Wendung später noch einmal; bei der Besprechung einer pädagogischen Schrift (3. Mai 1753) sagte er: „Einzelne vortreffliche Gedanken daraus anzuführen, würde zwar leicht sein; aber eben deswegen, weil es leicht ist, wollen wir es nicht thun“. (XVIII, S. 264 f.) Gerade für Lessing mußte Voltaires Stil etwas besonders Anziehendes haben. Was er in einer späteren Recension vom Jahre 1754 über Voltaire sagt, läßt sich mit geringer Veränderung auf ihn selbst anwenden: „Niemand weiß so gut als er die wichtigsten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen und alles mit einer gewissen Spitze zu sagen, die den zum Geschichtsschreiber gewordenen Poeten nicht unverrathen läßt“. (XIX, S. 48.)

Die Bemerkungen der Vorrede über die historischen „Kleinigkeiten, die das Gedächtniß füllen wollen, ohne den Geist zu erleuchten“, findet sich — wenngleich etwas verändert — bei Lessing noch einmal. In der am 28. Dezember 1754 erschienenen Recension eines französischen Geschichtswerkes sagt Lessing von dem Verfasser: „Er hält sich bei den historischen Kleinigkeiten nicht auf, welche das Gedächtniß beschweren, ohne den Verstand zu erleuchten“. (XIX, S. 59.) Auch hier tritt uns wieder der Einfluß Voltaires entgegen.

In einer der ersten Ausgaben seines Essai sur les mœurs et l'esprit des nations erzählt Voltaire, seine Freundin Madame du Châtelet habe ihm einst geschrieben: „J'ai renoncé à une étude (nämlich das Studium der Geschichte) aussi sèche qu'immense, qui accable l'esprit sans l'éclairer.“ [1])

Schon am 28. Oktober 1751 erschien eine Anzeige unseres Werks in der Berlinischen privilegirten (Vossischen) Zeitung, deren Artikel „von gelehrten Sachen“ seit dem 18. Februar 1751 bekanntlich von Lessing redigirt und größtentheils auch geschrieben wurden. Anstatt ein Urtheil über das Werk zu fällen, wiederholt Lessing mit geringen Veränderungen und einigen Auslassungen den wichtigsten Theil der Vorrede. (XII, S. 469.) „Der Herr von Voltaire hat sich der Welt als einen allgemeinen Geist gezeigt. Nicht zufrieden, die ersten Lorbeeren auf dem französischen Parnasse mit erlangt zu haben, ist er die Bahn des Newtons gelaufen, und von der tiefsinnigen Weltweisheit ermüdet, hat er sich durch die Geschichte mehr zu erholen als zu beschäftigen geschienen. Man kennt auch unter uns sein Leben Karls XII. Seine übrigen historischen Aufsätze sind in Deutschland weniger bekannt geworden und hätten es vielleicht mehr verdient. Er hat sich überall von dem gemeinen Haufen der Geschichtsschreiber zu entfernen gesucht. Trockene Tagebücher, welche Kleinigkeiten und wichtige Vorfälle aufzeichnen, die das Gedächtniß füllen wollen, ohne den Geist zu erleuchten und das Herz zu ordnen, die menschliche Handlungen beschreiben, ohne die Menschen kennen zu lehren, sind niemals nach seinem Geschmacke gewesen. Er hat fast immer in der großen Welt gelebt, und daher kommen ihm die unzähligen Anekdoten, die er überall

---

[1]) Voltaire, œuvres. Baseler Ausgabe. T. 38 p. 134.

einstreuet. Er scheinet viele davon unter gewisse Titel gebracht zu haben, zum Exempel der gedruckten Lügen, der Thorheiten auf beiden Theilen &c., daß man also diese und dergleichen Aufsätze zu den historischen hat ziehen müssen." (Darauf wird der Inhalt der 15 Aufsätze angegeben und zum Schluß der Theil der Vorrede, der sich gegen die chronologische Ordnung und die Anmerkungen wendet, als Citat angeführt.) Gerade die wichtigsten Gedanken der Vorrede, besonders die günstigen Urtheile über Voltaire, spricht der Recensent als seine eigenen Ansichten aus. Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß er sich mit dem Uebersetzer identificirt: die Recension ist eine Selbstanzeige; rührt sie, was nicht zu bezweifeln ist, von Lessing her, so ist Lessing auch der Uebersetzer der historischen Schriften Voltaires.

In ähnlicher Weise zeigte Lessing bald nachher die von ihm übersetzte, gleichfalls anonym erschienene Uebersetzung von Marignys Geschichte der Araber an; er gab nämlich wieder einen (allerdings zusammengedrängteren) Auszug der Vorrede. (XIX, S. 27.)

Damals wurde in Berlin, und zwar im Haude- und Spenerschen Verlage, eine litterarische Wochenschrift herausgegeben, „die Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", die es freilich nur auf 2 Jahrgänge (1750 und 1751) brachten. Der Herausgeber des 1. Jahrganges war Sulzer, damals Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, die Redaction des 2. Jahrgangs aber leitete, wie ich später nachweisen werde, Lessings Freund Mylius. Das 47. Stück vom 19. November 1751 (S. 373 ff.) enthält eine sehr günstige Besprechung der Uebersetzung mit ausführlicher Inhaltsangabe. Als Sammler und Uebersetzer wird bezeichnet der „lebhafte und witzige Herr L — —". Für den kleinen Kreis der jungen Litteraten, die damals

in Berlin durch ihre rege Thätigkeit das Publikum für deutsche Litteratur zu interessiren suchten, war die Anonymität durchsichtig genug, zumal da der Anzeige eine nicht minder günstige Besprechung der „Kleinigkeiten", jener ersten Sammlung der Jugendgedichte Lessings, unmittelbar vorangeht. Auch in dieser wird der Verfasser, „welcher mit dem gesalzenen Witz und artigen Scherz in so genauer Bekanntschaft steht", nicht genannt; es war eben auch der „lebhafte und witzige Herr L."

Somit erscheint es mir als feststehende Thatsache, daß Lessing, zunächst vielleicht durch seine persönliche Beziehung zu Voltaire veranlaßt, im Jahre 1751 eine Anzahl historischer Aufsätze Voltaires gesammelt und übersetzt hat. Dies darf uns nicht wundern. Wir sind freilich ja gewohnt, uns den großen Bahnbrecher unserer Nationallitteratur als den heftigen Gegner und Ueberwinder Voltaires und des französischen Geschmackes in Deutschland vorzustellen. Unvergessen und unvergeßlich sind uns jene scharfen und klaren Auseinandersetzungen der Hamburgischen Dramaturgie, in denen er die Schwächen des vergötterten Voltaire geißelt. Aber wir dürfen diesen scharfen Gegensatz noch nicht bei dem 22jährigen Lessing suchen. Wenn dieser auch durch den Einblick in jenen Prozeß Voltaires, sowie durch den persönlichen Verkehr über die Charakterschwächen des großen Franzosen aufgeklärt wurde: der Dichter und Schriftsteller Voltaire findet entschiedenste Anerkennung. Bis etwa zur Mitte des Jahres 1753 finden sich nur lobende Aeußerungen Lessings über Voltaire. Er stellt ihn in die Reihe der Dichter, welche die „Ehre dieses Jahrhunderts gewesen sind". (VIII, S. 44.) „Einen Voltaire loben, sagt er bei der Besprechung einer neuen Tragödie Voltaires, ist ebenso was Unnöthiges, als einen Hanken tadeln. Ein großer Geist hat nun einmal das Recht, daß nichts aus seiner

Feder kommen kann, als was mit dem Stempel des Besten bezeichnet ist.“

„Was ihn bewegt, bewegt. Was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt.“
(XII, S. 481.)

Diesen Urtheilen könnte ich noch mehrere andere hinzufügen, die deutlich beweisen, daß sich Lessing im Anfange seiner litterarischen Thätigkeit vor dem Geiste des Mannes beugte, in welchem das „philosophische Jahrhundert“ die höchste Offenbarung der neuen Ideen erkannte.

Lessings Voltaire-Uebersetzung steht in innigem Zusammenhange mit den Geschichtsstudien, die Lessing während seines ersten und zweiten Berliner Aufenthaltes (November 1748 bis zum Sommer 1755) eifriger betrieb, als gewöhnlich angenommen wird. Als er im Jahre 1748 Leipzig verließ, wurde es ihm klar, daß er in Berlin, wohin er seinem Freunde Mylius folgen wollte, weder durch seine anakreontischen Gedichte noch selbst durch seine Dramen festen Fuß fassen würde. Schon in Wittenberg, wo er, zunächst durch Krankheit genöthigt, mehrere Monate blieb, nahmen daher seine geistigen Interessen eine veränderte Richtung. Dies geht klar aus dem Briefe hervor, den er am 10. April 1749 an seinen Vater schrieb; Lessing sagt hier, der größte Theil seiner in Wittenberg befindlichen Bücher habe aus „statistischen Schriften“ bestanden, „die Ihnen ganz natürlich hätten schließen lassen, daß ich künftig gesonnen wäre, ebenso viel in der Welt und in dem Umgange mit Menschen zu studiren als in Büchern.“ Durch das Studium dieser „statistischen“ Werke nun wurde ganz naturgemäß, da die Gegenwart nur aus der Vergangenheit verstanden werden kann, das Interesse an der Geschichte geweckt. Die zahlreichen Recensionen historischer Schriften in der „Vossischen Zeitung“, die auch in der Hempel-

Ausgabe noch nicht vollständig zum Abdruck gebracht sind, die Uebersetzung mehrerer Bände von Rollins römischer Geschichte und Marignys Geschichte der Araber, endlich unsere Voltaire-Uebersetzung beweisen den Ernst und die Ausdauer, mit denen sich Lessing den historischen Studien hingab. Aber haben wir diese Arbeiten nicht lediglich als litterarische Frohndienste anzusehen, zu denen er gegen seine Neigung genöthigt war, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen? Dieser gewöhnlichen Annahme widerspricht die bestimmte Erklärung in einem Briefe an seinen Bruder Karl (8. April 1773): „Ich bin in meinem Leben schon in sehr elenden Umständen gewesen, aber doch nie in solchen, wo ich im eigentlichen Sinne um Brot gearbeitet hätte." Auch in der Vorrede zum Marigny verwahrt er sich entschieden gegen die Annahme, daß er ein Mensch sei, „dem es nur darum zu thun ist, daß er übersetzt, es mag nun das, was er übersetzt, erbärmlich oder gut sein." (XIX, S. 75.)

Die deutschen Historiker jener Zeit konnten ihm nicht genügen. Wohl gab es manchen Geschichtsforscher, der mit unermüdlichem Fleiße Verlorenes und Vergessenes aus dem Schutte der Vergangenheit hervorsuchte; aber von einer Auswahl des Stoffes war ebenso wenig die Rede wie von eingehender Quellenkritik, und am wenigsten von einer geschmackvollen Darstellung. Noch 1759 (im 52. Litteraturbrief) klagt Lessing, „daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Litteratur am schlechtesten aussehe."

Was Wunder, daß er sich in der Stadt Friedrichs des Großen den französischen Geschichtsschreibern zuwandte! Bei Rollin und Marigny, deren Werke er übersetzte, fand er, wie er in der Vorrede zu des letztern Geschichte der Araber sagt, „die Kunst wohl zu erzählen und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken. — Man lasse uns dieser

Nation wenigstens den Ruhm nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wenn sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeigen."

Viel tiefer aber mußte das Interesse sein, das er an Voltaires historischen Schriften nahm, als er den Entschluß faßte, sie zu übersetzen. Hier trat ihm eine durchaus neue Art, die Geschichte aufzufassen und darzustellen, entgegen. Die epochemachende Bedeutung der Voltaireschen Ideen auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung ist in neuerer Zeit besonders von Th. Buckle (Gesch. der Civilisation in England) anerkannt worden; aber auch Hettner (Gesch. der franz. Litt. im 18. Jahrh. 2. A. S. 225 f.) wird dem großen Franzosen durchaus gerecht. Sein geschichtliches Hauptwerk, der Essai sur les mœurs et l'esprit des nations, war zwar noch nicht erschienen; dagegen hatte er in einer Reihe kleinerer Abhandlungen, die eben von Lessing gesammelt und übersetzt wurden, seine Ansichten über die wahre Aufgabe der Geschichtsschreibung ausgesprochen. Es sei gestattet, einige charakteristische Aussprüche anzuführen.

Voltaire kämpfte energisch gegen die gläubige Einfalt, mit der die bisherigen Historiker (unter ihnen auch der von Lessing übersetzte Rollin) alles Ueberlieferte auf Treu und Glauben annehmen und als zweifellose Thatsachen wieder erzählen. „Wenn man Fabeln wiederholen will, so muß man sie wenigstens für nichts anderes ausgeben, als für das, was sie sind." (S. 7.) — „Betrachtet die Historien so vieler Völker; ihre ersten Jahrhunderte sind abgeschmackte Fabeln." (S. 332.) Aber auch in den sogenannten „historischen Zeiten" ist nur „der Grund der Sachen wahr", während „der meiste Theil der Umstände Lügen sind".

„Man muß alles mit Mißtrauen lesen. Aristoteles hatte ganz recht, wenn er sagte, das Zweifeln sei der Weis-

heit Anfang." (S. 224.) — „Was gewinnt man damit, den Menschen solcher Kleinigkeiten wegen ihren Irrthum zu benehmen? Ich gewinne nichts damit, ohne Zweifel; allein man muß sich gewöhnen, die Wahrheit auch in den allerkleinsten Sachen zu suchen, sonst wird man in den großen ziemlich betrogen werden." (S. 340.) [1])

Nach welchem Grundsatze aber soll das Wahre von dem Falschen unterschieden werden? „Hier ist das Mittel. Alles, was nicht mit der Naturlehre, was nicht mit der Vernunft, was nicht mit der Art des menschlichen Herzens übereinkömmt, ist nichts als Sand; das übrige, welches von klugen Zeitverwandten bezeugt wird, ist der Goldstaub, welchen ihr suchet." (S. 332.)

Ferner aber kommt es darauf an, in der Geschichte das Wichtige aus dem Staube des Bedeutungslosen herauszusuchen. „Ich bin der Geschichte überdrüssig, wo von nichts als von den Abenteuern eines Königs die Rede ist, als ob er allein, oder als ob alles für ihn da wäre." (S. 116.) „Dieses ist für meine Neugierigkeit sehr viel, für meine Unterweisung aber sehr wenig." (S. 13.) Voltaire ist der erste, der in der Geschichtsschreibung auf die Entwicklung der Cultur das Hauptgewicht legt. „Auf diese Art wird man die Geschichte der Menschen wissen, anstatt daß man sonst nur einen Theil der Geschichte der Könige und der Höfe weiß. Kein einziger Geschichtsschreiber hat zu seinem Wahlspruche gehabt: Homo sum, humani nil a me

---

[1]) Man vergleiche eine Stelle in der Abhandlung, „Wie die Alten den Tod gebildet": „Wer in dem allergeringsten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit bloß der Wahrheit wegen liebet." (XIII, 2, S. 250.)

alienum puto.“ (S. 15.) — Mußte nicht Lessing in solchen Anschauungen die Wahrheit finden, die er selbst suchte und die er später so mannhaft vertrat?

Von den 15 Abhandlungen, welche Lessing sammelte und übersetzte, sind diese allgemeinen Gedanken besonders in der 1sten (Anmerkungen über die Geschichte überhaupt), der 12ten (über die Widersprüche in der Welt), der 13ten (gedruckte Lügen) und der 14ten (Thorheiten auf beiden Seiten) enthalten. Die 11te (von Titeln) behandelt die Veränderung der Sitten an einem einzelnen Beispiele. Der Geschichte des Mittelalters sind zwei Aufsätze gewidmet, der 5te (von dem Koran und dem Mahomed) und der 10te (Geschichte der Kreuzzüge); auf die englische Geschichte bezieht sich der 4te (Cromwell), auf die russische der 6te (Geheime Nachrichten von dem Zar Peter dem Großen). Die übrigen behandeln einzelne Abschnitte der französischen Geschichte: der 8te (Abhandlung von dem Tode Heinrichs IV.), der 9te (kurze Erzählung derjenigen Begebenheiten, auf welche sich die Fabel des Heldengedichts der Henriade gründet), der 2te (Versuch über das Jahrhundert Ludwigs XIV.), der 3te (Geheime Nachrichten von Ludwig XIV.), der 7te (Briefe über die Herren Johann Law, Melon und Dutot) und der 15te (Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris).

Die meisten dieser Aufsätze übersetzte Lessing nach der damals „neuesten Ausgabe“ der Werke Voltaires, welche in Dresden bei Walther erschienen war. (Band 2 und 9 von 1748 und 1750.) Die in der Vorrede erwähnten Aufsätze, welche Lessing in dieser Ausgabe nicht fand und daher „hier und da zusammensuchte“, sind der 10te (Geschichte der Kreuzzüge), der zweite Theil des 13ten (Fortsetzung der gedruckten Lügen) und der 15te (Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris).

Nicht alle diese Abhandlungen stehen in den späteren Gesammtausgaben der Schriften Voltaires. Die zweite bildet, wie schon erwähnt, den Anfang des Siècle de Louis XIV., einige sind später in den Essai sur les mœurs et l'esprit des nations eingefügt. Eine Vergleichung mit dem französischen Original zeigt einige Veränderungen, die von Voltaire zum Theil für die deutsche Leserwelt berechnet erscheinen. Der merkwürdigste Zusatz findet sich in den unten mitgetheilten „gedruckten Lügen" (S. 335 f.). Er enthält eine enthusiastische Lobrede auf Preußens großen König, die in keiner mir bekannt gewordenen französischen Ausgabe der Mensonges imprimés steht. Wahrscheinlich schämte sich Voltaire vor seinen Landsleuten des Lobes, das er einem Fürsten zollte, dessen Gastfreundschaft er so reichlich genoß und so schnöde mißbrauchte.

Voltaires Feindschaft gegen alle positiven Religionen, die in seinen späteren Werken, besonders in den geschichtlichen Abschnitten des philosophischen Wörterbuchs, sich so übertrieben ausspricht und ihm die geschichtliche Auffassung der Menschen und Dinge unmöglich macht, äußert sich in diesen Abhandlungen nicht so schroff. Aber er beklagte schon hier den Mißbrauch der Religion, „welche, ob sie schon den Menschen nur zu einer Vorschrift der Sittlichkeit ist gegeben worden, nur allzu oft in ihren Händen einer der größten Gegenstände der Staatsklugheit wird." (S. 26.) Gegenüber dem Verderben, welches priesterliche Unduldsamkeit und religiöser Fanatismus („die Ungebundenheit der Enthusiasterei") im Gefolge haben, preist er die Toleranz, „die Duldung aller Arten des Gottesdienstes", wie sie in Holland zur Herrschaft gekommen war, dem Lande, dessen Regierung „so viel als möglich die Gleichheit als das natürlichste Recht der Menschen erhält". (S. 39.)

In der „Geschichte der Kreuzzüge" herrscht jene unhistorische Auffassung, der auch Lessing im 7ten Stück der Hamb. Dramaturgie Ausdruck gegeben hat. Die Muhamedaner erscheinen in günstigerem Lichte als die Christen, und namentlich wird der Sultan Saladin hochgepriesen. Nicht blos seine Gerechtigkeit und Großmuth, „die in diesem Theile der Welt noch kein Exempel hatte", sondern vor allem seine Toleranz gegen Andersgläubige wird rühmend hervorgehoben. „Ungeachtet seines Eifers für seine Religion gab er doch den morgenländischen Christen die Kirche des heiligen Grabes wieder. Wenn man dieses Bezeigen mit der Christen ihrem, als sie Jerusalem einnahmen, in Vergleichung zieht, sieht man leider! wer die Barbaren seien." (S. 269.)

„Dieser berühmte Muselmann, der mit dem Richard einen Tractat gemacht hatte, vermöge dessen er den Christen die Seeküste von Tyr bis nach Joppe überließ und das übrige alles für sich behielt, hielt sein Wort, davon er ein Sklave war, redlich. Er starb, von den Christen selbst bewundert. Man sagt, er habe in seinem Testamente verordnet, gleich große Summen unter die armen Mahometaner, Juden und Christen als Almosen auszutheilen, durch welche Verordnungen er habe zu verstehen geben wollen, daß alle Menschen Brüder wären, und man, um ihnen beizustehen, sich nicht darnach, was sie glaubten, sondern was sie auszustehen hätten, erkundigen müßte. Er hatte auch niemals um der Religion willen jemand verfolgt; er war zugleich ein Bezwinger, ein Mensch und ein Philosoph." (S. 275 f.)

Fast möchte man vermuthen, daß in Anknüpfung an diese Schilderung sich der Charakter des Saladin gestaltete, wie er lange nachher in Lessings letztem Drama ausgeführt ist. Wissen wir doch aus der eignen Mittheilung des

Dichters, daß er den Plan zum Nathan schon sehr früh entworfen habe. Und in dem Entwurfe einer Vorrede zu Nathan dem Weisen (Hempel-Ausg. XI, 2. S. 785) sagt er, „daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müsse auffallender gewesen sein, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken bei den Geschichtsschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultan gefunden." Lessing, der schon vor der Uebersetzung Voltaires das Lustspiel „Die Juden" verfaßt hatte und bald nachher die „Rettung des Cardanus" schrieb, mußte von jener Darstellung Voltaires sympathisch berührt werden.

Ist die bisherige Auseinandersetzung richtig, so wird allerdings die Thatsache anerkannt werden müssen, daß unser Lessing dem großen Genie Voltaires mehr zu verdanken hatte, als man gewöhnlich annimmt. Aber der Ruhm ist ihm neu gewonnen, daß er die Bedeutung der Geschichtsauffassung Voltaires zuerst in Deutschland erkannte und durch seine Uebersetzung zur Geltung zu bringen suchte.

II.

Proben der Uebersetzung.

Einleitung.

Unter den von Lessing übersetzten „kleineren historischen Schriften" Voltaires habe ich drei ausgewählt, welche durch Inhalt und Darstellung besonders interessant erscheinen.

Die „Anmerkungen über die Geschichte überhaupt" hat Lessing nach dem 2ten Bande der Dresdener Ausgabe vom Jahre 1748 (S. 184—194) übersetzt. Sie zerfallen hier wie bei Lessing in zwei Theile. Den ersten hatte Voltaire schon früher unter dem Titel: Remarques sur la manière d'étudier et d'écrire l'histoire (Dresd. Ausg.: Remarques sur l'histoire) herausgegeben; später (1744) waren dann in Verbindung mit der Tragödie Mérope die Nouvelles Considérations sur l'histoire erschienen.

Die Abhandlung „über die Widersprüche in dieser Welt" (Discours sur les contradictions de ce monde) steht ebenfalls im 2ten Bande der Dresdener Ausgabe. (S. 221—226.)

Der erste Theil des Aufsatzes „gedruckte Lügen" (Des mensonges imprimés) erschien zuerst im Jahre 1749

als Anhang zu der Tragödie Sémiramis und wurde dann im 9ten Bande der Dresdener Ausgabe vom Jahre 1750 abgedruckt. In dieser befindet sich aber nicht die „Fortsetzung der gedruckten Lügen“, welche Lessing vermuthlich nach dem Chapitre II sur les mensonges imprimés übersetzte, das Voltaire in Verbindung mit seinem Oreste herausgab. In den späteren Ausgaben der Mensonges imprimés begegnen uns manche Veränderungen, über welche in der neuesten Pariser Voltaire-Ausgabe (Paris, Garnier frères. T. 23. 1879. p. 426) berichtet wird. Namentlich ließ Voltaire aus dem ersten Theil den Abschnitt über das Testament Richelieus weg, arbeitete ihn völlig um und fügte ihn dann als Chapitre III sur les mensonges imprimés hinzu. Die von Lessing übersetzte „Fortsetzung der gedruckten Lügen“ enthält jenen oben (S. 19) erwähnten Abschnitt, der sich, wie es scheint, in keiner französischen Ausgabe findet.

Am Rande sind die Seitenzahlen des Originaldrucks der Voltaire-Uebersetzung Lessings beigefügt.

---

1. Anmerkungen über die Geschichte überhaupt.

Wird man denn niemals aufhören uns wegen des Zukünftigen, S. 3.
des Gegenwärtigen und des Vergangenen zu betriegen? Der Mensch muß wohl sehr zum Irrthume gebohren seyn, weil man in einem so aufgeklärten Jahrhunderte so viel Vergnügen findet uns die Fabeln des Herodotus auszukramen, und wohl gar solche Fabeln, welche Herodotus selbst nicht einmal den Griechen zu erzählen sich unterstanden haben würde.

Was hilft es uns zu sagen, und wieder zu sagen, daß Menes der Enkel des Noah gewesen sey? Welche ausschweifende Ungerechtigkeit ist es, sich über die Geschlechtsregister des Moreri aufzuhalten, wenn man selbst dergleichen schmiedet? Wahrhaftig Noah

schickte seine Familie weit herum; seinen Enkel Menes nach Aegypten, einen andern Enkel nach China, ich weis nicht welchen dritten nach Schweden, und einen jüngsten Sohn nach Spanien. Damals bildete das Reisen junge Leute weit besser als jetzo. Bey unsern
S. 4. jüngern Nationen sind zehn bis zwölf Jahrhunderte nöthig gewesen, sich ein wenig in der Geometrie zu unterrichten; diese Reisende aber, von welchen wir reden, waren kaum in die unbebauten Gegenden angelangt, als man schon Finsternissen daselbst voraus sagte. Wenigstens kann man nicht zweifeln, daß die authentische Geschichte von China nicht von Finsternissen redet, welche schon ohngefähr vor viertausend Jahren sollen seyn ausgerechnet worden. Confucius führet deren sechs und dreyßig an, wovon die mathematischen Mißionarii zwey und dreyßig bewährt haben. Doch über dergleichen Sachen machen sich diejenigen wenig Gedanken, welche den Noah zum Großvater des Fohy gemacht haben; denn sie machen sich über nichts Gedanken.

Andere Anbether des Alterthums lassen uns die Aegyptier als das weiseste Volk auf der ganzen Welt betrachten; weil, wie man sagt, die Priester bey ihnen viel Ansehen hatten; und gleichwohl findet es sich, daß diese so weisen Priester, die Gesetzgeber eines so weisen Volks, Affen, Katzen und Zwiebeln anbetheten.

Umsonst erhebt man die Schönheit der alten ägyptischen Gebäude. Diejenigen, welche uns übrig geblieben sind, sind nichts als ungestaltete Massen. Die schönste Statue des alten Aegyptens kömmt keiner des mittelmäßigsten unter allen unsern Werkmeistern gleich. Die Griechen haben die Aegyptier die Bildhauerkunst lehren müssen, und niemals hat Aegypten ein gutes Stück gehabt, welches nicht von griechischer Hand gewesen wäre.

Welche wunderbare Kenntniß, spricht man, die Aegyptier
S. 5. wußten von der Astronomie! Die vier Seiten einer großen Pyramide sind nach den vier Gegenden der Welt gerichtet; zeigt sich nicht die Astronomie hier in ihrer Stärke? Waren diese Aegyptier lauter Cassini, Halleys, Keplers, und Tychobrahe? Diese guten Leute erzählten dem Herodotus ganz kaltsinnig, daß die Sonne zweymal in eilf tausend Jahren da untergegangen sey, wo sie aufgeht: und das war ihre Astronomie.

Es kostete, wiederholt Herr Rollin, funfzig tausend Thaler die Schleußen der See Möris auf- und wieder zu zu machen. Herr Rollin ist mit seinen Schleußen sehr theuer, und macht einen ziem-

lichen Fehler in der Rechenkunst. Es giebt keine Schleußen, welche man nicht für einen Thaler auf- und zu machen könnte; wenn sie anders nicht sehr schlecht gemacht sind. Es kostete, sagt er, funfzig Talente diese Schleußen auf- und zu zu machen. Man muß wissen, daß man zu den Zeiten des Colberts den Werth des Talents auf drey tausend französische Pfund setzte. Rollin überlegt nicht, daß seit dieser Zeit der angenommene Werth unserer Münzen beynahe um die Hälfte gestiegen ist, daß also die Kosten, die Schleußen der See Möris aufzumachen, sich, nach ihm, auf dreymal hundert tausend Franken belaufen müßten; das ist, ohngefähr zwey hundert und sieben und neunzig tausend Livres mehr als dazu nöthig ist. Alle Rechnungen in seinen dreyzehn Bänden haben diesen Fehler der Unachtsamkeit.

Er wiederholt noch nach dem Herodotus, daß man gemeiniglich in Aegypten, das ist in einem Lande, welches bey weitem nicht so groß als Frankreich ist, viermal hundert tausend Soldaten S. 6.
gehalten, und jedem des Tages fünf Pfund Brod und zwei Pfund Fleisch gegeben habe. Das macht also täglich achtmal hundert tausend Pfund Fleisch bloß für die Soldaten, in einem Lande, wo man beynahe gar keines aß. Uebrigens wem gehörten denn diese viermal hundert tausend Soldaten, als Aegypten in verschiedene kleine Herrschaften zertheilet war? Man setzt noch hinzu, jeder Soldate habe sechs Morgen Landes, von allen Abgaben befreyet, gehabt, das macht also zwo Millionen und viermal hundert tausend Morgen Landes, welche dem Staate nichts zahlten. Gleichwohl war es dieser kleine Staat, welcher mehr Soldaten hielt, als jetzo der Großsultan nicht hält, welcher doch Herr von Aegypten und von zehnmal mehr Landes ist, als Aegypten beträgt. Ludewig der XIVte hat einige Jahre durch viermal hundert tausend Mann auf den Beinen gehabt; allein das war was Außerordentliches, und dieses Außerordentliche hat Frankreich ruinirt.

Wenn man seine Vernunft anstatt seines Gedächtnisses brauchen, und mehr untersuchen als abschreiben wollte, so würde man nicht Bücher und Irrthümer unendlich vermehren, und nur neue und wahre Sachen schreiben. Was denjenigen, welche sich mit der Geschichte abgeben, gemeiniglich fehlet, ist der philosophische Geist. Die meisten, welche mit Männern die Thaten beurtheilen sollten, machen Mährchen für Kinder.

Sollte man wohl noch in dem Jahrhunderte, worinn wir

leben, die Fabeln von den Ohren des Smerdes, von dem Pferde
S. 7. des Darius, welcher, weil es zur erst wieherte, zum Könige er=
wählet wurde, von der Armee des Sanacharibs, oder Sennakeribs
oder Sennacobons, welche auf eine wunderbare Weise durch Ratten
zu Grunde gerichtet wurde, drucken lassen? Wenn man Fabeln
wiederholen will, so muß man sie wenigstens für nichts anders
ausgeben, als für das, was sie sind.

Ist es einem Menschen von gesundem Verstande, welcher in dem achtzehnten Jahrhunderte gebohren ist, wohl erlaubt, mit uns im Ernste von den Orakeln zu Delphi zu reden? Bald uns zu wiederholen, daß dieses Orakel errathen, Cröfus ließe eine Schildkröte und Schöpsenfleisch in einer Pfanne braten; bald uns zu sagen, daß nach der Vorhersagung des Apollo Schlachten wären gewonnen worden, und die Gewalt des Teufels zur Ursache davon anzugeben? Hr. Rollin nimmt sich in seiner zusammengetragenen alten Historie der Orakel gegen die Herren Van Dalen, Fontenelle und Basnage an: *was den Hrn. von Fontenelle anbelangt*, sagt er, *so muß man sein Buch wider die Orakel, welches aus dem Van Dalen gezogen ist, als ein Werk seiner Jugend ansehen.* Ich fürchte sehr, diesem Ausspruch des Alters des Rollins wider die Jugend des Fontenelle werde vor dem Richterstuhle der Vernunft widersprochen werden. Die Redner gewinnen selten ihre Sache gegen die Weltweisen.

Man darf nur das ansehen, was Rollin in seinem zehnten
Bande, wo er von der Naturlehre reden will, sagt. Er behauptet,
daß Archimedes, als er seinem guten Freunde, dem Könige von
S. 8. Syrakus, die Macht der Mechanik zeigen wollen, eine Galeere,
welche man auf das Trockne gebracht, und gedoppelt beladen hatte,
bloß durch die Bewegung eines Fingers, ohne von seinem Stuhle
aufzustehen, ganz gemächlich wieder auf das Wasser gebracht habe.
Man merkt es gleich, daß hier der Rhetor redet, und daß er mit
ein sehr wenig Philosophie die Ungereimtheit seines Vorgebens
hätte einsehen können.

Es scheint mir, wenn man die gegenwärtige Zeit gehörig nutzen wollte, so würde man sein Leben nicht mit alten abgeschmackten Fabeln verlieren. Ich würde einem jungen Menschen rathen, von diesen entfernten Zeiten nur einen ganz kleinen Begriff zu haben; dieses aber wünschte ich, daß man aus der Ge=

schichte von der Zeit an, da sie für uns wirklich nützlich sind, eine ernsthafte Beschäfftigung mache; ohngefähr, nach meiner Meynung, von dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts an. Die Buchdruckerkunst, welche man damals erfand, fängt an sie weit weniger ungewiß zu machen. Ganz Europa ändert seine Gestalt; die Türken, welche sich ausbreiteten, verjagten die Wissenschaften aus Constantinopel; sie blühten in Italien; sie ließen sich in Frankreich nieder; sie zogen nach England, Deutschland und in die nordischen Reiche. Eine neue Religion entriß die Hälfte Europens dem päbstlichen Gehorsame; ein neues politisches System kam auf; man fand durch Hülfe des Compasses den Weg um Afrika, und man fing an eben so leicht nach China, als von Paris nach Madrid zu handeln. Amerika ward entdeckt, man bezwingt eine neue Welt, und die unsrige ist fast ganz und gar verändert; das christliche S. 9.
Europa wird eine Art einer unermeßlichen Republik, wo das Gleichgewicht der Macht weit besser eingeführt ist, als es in Griechenland war. Alle Theile unterhalten eine gewisse Verbindung unter sich trotz den Kriegen, welche der Stolz der Könige erwecket, trotz so gar den Religionskriegen, welche noch weit verderblicher sind.

Die Künste, welche die Ehre des Staats sind, werden zu einer Höhe gebracht, in welcher sie weder Rom noch Griechenland kannte. Dieses ist die Geschichte, welche jeder Mensch wissen sollte; hier findet man weder eingebildete Vorhersagungen, noch lügenhafte Orakel, noch falsche Wunderwerke, noch unsinnige Fabeln; alles ist darinn wahr, es wären denn gewisse kleine Umstände, worüber sich nur kleine Geister sehr bekümmern. Alles geht uns an, alles ist für uns gemacht; das Geld, womit wir unsern Tisch, unsere Hausgeräthe, unsere Nothwendigkeiten, unsere neuen Ergötzungen besorgen, alles das erinnert uns täglich, daß Amerika und das große Indien, und folglich alle Theile der Welt, ohngefähr seit drittehalb Jahrhunderten, durch den Fleiß unserer Väter vereiniget sind. Wir können keinen Schritt thun, welcher uns nicht an die Veränderung gedenken helfe, welche die Welt seit dem erlitten hat. Hier sind hundert Städte, welche dem Pabste gehorchten, und nunmehr frey sind; dort hat man auf eine Zeit lang die Freyheiten des ganzen deutschen Reichs fest gesetzt. Hier entsteht die schönste der Republiken in einem Boden, welchen das Meer täglich zu verschlingen drohet; dort hat England die wahre Freyheit mit dem S. 10.

Königreiche verknüpft; Schweden ahmte ihm nach, und Dännemark hat Schweden nicht nachgeahmt. Ich mag in Deutschland, Frankreich oder Spanien reisen, überall finde ich Spuren des langen Streits, welcher zwischen dem Hause Oesterreich und dem Hause Bourbon gewesen ist, zwischen zwey Häusern, welche durch so viel Tractaten mit einander verbunden sind, deren jeder verderbliche Kriege verursacht hat. Es ist keine einzige Privatperson in Europa, auf welche alle diese Veränderungen keinen Einfluß gehabt hätten. Schickt es sich also wohl, daß man sich noch um die Salmanassers, und die Mardokempads bekümmert, und geheime Nachrichten von dem Perser Cayamarrat, von dem Saboco Metophis aufsucht? Ein erwachsener Mensch, welcher ernstliche Geschäffte hat, pflegt die Mährchen seiner Amme nicht zu wiederholen.

Fortsetzung dieser Anmerkungen.

S. 11. Vielleicht erfolgt bald in der Art die Geschichte zu schreiben eben das, was in der Naturlehre erfolgt ist. Die neuen Entdeckungen haben die alten Lehrgebäude verwiesen. Man wird das menschliche Geschlecht nach der genauen Zergliederung zu kennen wünschen, welche jetzo der Grund der natürlichen Philosophie ist.

Man fängt an gegen das Abentheuer des Curtius sehr wenig Achtung zu haben, welcher einen Schlund verstopfte, indem er sich mit sammt dem Pferde hinein stürzte. Man lacht über die vom Himmel gefallene Schilde, über alle die schönen Talismans, welche die Götter den Menschen so freygebig mittheilten, über die Vestalen, welche mit ihren Gürteln die Schiffe flott machten, und über alle die berühmten Kindereyen, womit die alte Geschichte erfüllet ist. Eben so wenig ist man zufrieden, daß uns Herr Rollin in seiner alten Historie im Ernst von dem Könige Nabis vorredet, welcher seine Frau von allen, die ihm Geld brachten, umarmen, und diejenigen, welche es ihm zu bringen verweigerten, in die Arme einer schönen Puppe legen ließ, welche der Königinn völlig gleich sahe, unter den Kleidern aber mit eisernen Stacheln bewaffnet war. Man lacht, wenn man sieht, daß so viele Geschichtschreiber, einer nach dem andern, wiederholen, der berüchtigte Erzbischof von Maynz sey im Jahre 698 von einer Armee Ratten belagert
S. 12 und aufgefressen worden; Blutregen hätten im Jahre 1017 ganz Gascogne überschwemmt, und zwo Armeen von Schlangen hätten

sich 1059 bey Tournay geschlagen. Die Wunderzeichen, die Vorherverkündigungen, die Feuerproben ꝛc. sind jetzo mit den Mährchen des Herodotus in gleichem Range.

Ich will hier von der neuern Historie reden, in welcher man weder Puppen findet, welche die Hofleute umarmen, noch Bischöfe, welche von den Ratten aufgefressen worden.

Man wendet viel Sorgfalt an, den Tag zu bestimmen, an welchem eine Schlacht vorgefallen ist, und man hat Recht. Man läßt die Tractaten drucken, man beschreibt die Pracht bey einer Krönung, so gar den Einzug eines Gesandten, und vergißt weder seine Schweizer noch seine Bedienten dabey. Es ist gut, daß man von allen Sachen Archive habe, damit man sie im Nothfalle um Rath fragen kann, und ich betrachte jetzo alle große Bücher als Wörterbücher. Nachdem ich aber drey bis vier tausend Beschreibungen von Schlachten, und den Inhalt von etliche hundert Tractaten gelesen, so fand ich, daß ich im Grunde nichts mehr gelernt hatte. Ich erfuhr nichts als bloße Begebenheiten. Ich lernte aus der Schlacht des Carl Martels die Franzosen und Saracenen eben so wenig kennen, als ich die Tartarn und Türken aus dem Siege kennen lernte, welchen Tamerlan über den Bajazet davon trug. Ich gestehe es, als ich die Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz und der Frau von Motteville gelesen hatte, so wußte ich, von Wort zu Wort, was die Königinn Mutter zu dem Herrn von Jersay gesagt hat: ich lerne wie der Coadjutor S. 13. das Seine zu der Wagenburg beygetragen hat; ich kann mir einen genauen Begriff von den langen Reden machen, welche er gegen die Frau von Bouillon gehalten hat. Dieses ist für meine Neugierigkeit sehr viel; für meine Unterweisung aber sehr wenig.

Es giebt Bücher, welche mich die wahren oder falschen Anekdoten eines Hofes lehren. Jeder, wer den Hof gesehen hat, oder Lust ihn zu sehen gehabt hat, ist eben so gierig auf diese vornehme Kleinigkeiten, als ein Frauenzimmer aus der Provinz auf die Neuigkeiten ihres kleinen Städtchen ist. Im Grunde ist es einerley Sache, und einerley Verdienst. Unter Heinrichen dem IV unterhielt man sich mit den Anekdoten von Carl dem IX. In den ersten Jahren Ludewigs des XIV redete man noch von dem Herrn von Bellegarde. Alle diese kleinen Schildereyen erhalten sich ein oder zwey Menschenalter, und gehen hernach auf ewig unter.

Gleichwohl versäumet man ihretwegen Kenntnisse, welche von einem weit dauerhaftern und merklichern Nutzen sind. Ich wollte wissen, welches die Kräfte eines Landes vor einem Kriege gewesen wären, und ob dieser Krieg sie vermehrt oder verringert hätte. Ist Spanien vor der Eroberung der neuen Welt reicher gewesen als jetzo? Um wie viel war es zu Zeiten Carls des V bevölkerter als zu den Zeiten Philipps des IV? Warum waren in Amsterdam vor ohngefähr zweyhundert Jahren kaum zwanzig tausend
S. 14. Seelen? Warum hat es jetzo zwey hundert und vierzig tausend Einwohner? Um wie viel ist England bevölkerter, als es unter Heinrichen dem VIII war? Sollte es wahr seyn, was man in den persianischen Briefen sagt, daß die Menschen auf der Erde weniger werden, und daß sie in Vergleichung ihres Zustandes vor zwey tausend Jahren verwüstet ist? Rom, das ist wahr, hatte damals mehr Einwohner als jetzo. Karthago und Alexandria, ich gestehe es, waren große Städte; aber Paris, London, Constantinopel, groß Cairo, Amsterdam, Hamburg waren damals noch nicht. Es waren drey hundert Nationen in Gallien, allein diese drey hundert Nationen kamen der unsrigen, weder an Anzahl der Menschen, noch an der Arbeitsamkeit gleich. Deutschland war ein Wald, jetzo ist es mit hundert volkreichen Städten bedeckt.

Es scheint, als ob der Geist des Tadels die Verfolgung bloßer Privatpersonen müde geworden sey, und sich zu seinem Gegenstande die ganze Welt gewählt habe. Man schreyt beständig, die Welt würde schlimmer, man will so gar, daß sie sich entvölkre. Wie nun? Sollen wir etwa die Zeiten betauren[1]), da noch keine Landstraßen von Bourdeaux nach Orleans waren, da Paris noch eine kleine Stadt war, in welcher man einander die Hälse brach? Vergebens sagt man, Europa hat jetzo mehr Menschen als damals, und die Menschen sind jetzo besser. Man kann wissen, in welchen Jahren und um wie viel Europa bevölkerter geworden ist; denn fast in allen großen Städten machet man zum Schlusse der Jahre
S. 15. die Anzahl der Gebohrnen bekannt; und nach der genauen und sichern Regel, welche ein eben so geschickter als unermüdeter Holländer vor Kurzem gegeben hat, kann man die Zahl der Ein-

---

[1]) Die Schreibung des Wortes: betauren ist für Lessing charakteristisch; er hielt an ihr im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen beständig fest.

wohner aus der Zahl der Gebohrnen schließen. Dieses ist schon einer von den Gegenständen der Neugierigkeit eines jeden, welcher die Geschichte als ein Bürger und als ein Philosoph lesen will. Doch auch mit dieser Kenntniß wird er sich noch nicht begnügen lassen; er wird untersuchen, welches das Hauptlaster und die herrschende Tugend eines Volks gewesen ist; warum es schwach oder mächtig auf der See gewesen, wie und wie sehr es sich seit einem Jahrhunderte bereichert habe; und dieses alles kann man aus den Registern der Ausfuhren berechnen. Er wird wissen wollen, wie die Künste und Manufacturen aufgekommen sind; er wird ihrem Fortgange aus einem Lande in das andere nachfolgen. Endlich werden die Veränderungen der Gesetze und der Sitten sein vornehmster Gegenstand seyn. Auf diese Art wird man die Geschichte der Menschen wissen, anstatt daß man sonst nur einen Theil der Geschichte der Könige und der Höfe weis.

Vergebens lese ich die Zeitbücher von Frankreich; unsre Geschichtschreiber alle gedenken mit keinem Worte an diese besondern Untersuchungen.

Kein einziger hat zu seinem Wahlspruche gehabt: Homo sum, humani nil a me alienum puto. Man sollte also, scheint mir, diese nützlichen Kenntnisse mit Kunst in den Zusammenhang der Begebenheiten einzuflechten wissen.

Ich glaube, dieses ist die einzige Art die Geschichte als ein S. 16.
wahrer Staatsmann und ein wahrer Weltweiser zu schreiben. Die alte Geschichte abhandeln, heißt, glaube ich, einige Wahrheiten mit tausend Lügen zusammen schreiben. Diese Geschichte ist vielleicht weiter zu nichts nütze, als wozu die Mythologie nütze ist, daß man nämlich die großen Begebenheiten heraus zieht, welche den Inhalt zu unsern Bildern, zu unsern Gedichten hergeben, und zu einigen moralischen Anwendungen dienen müssen. Man muß die Thaten des Alexanders wissen, sowie man die Arbeiten des Herkules weis.

Kurz, diese alte Historie scheint mir in Ansehung der neuern eben das zu seyn, was die alten Medallien in Ansehung der gangbaren Münzen sind. Die erstern bleiben in den Sammlungen der Neugierigen, die andern laufen in der Welt herum und beleben die Handlung unter den Menschen.

Ein solches Werk aber zu unternehmen werden Leute erfordert, welche etwas mehr kennen als Bücher. Die Regierung

muß sie wenigstens eben so sehr dazu aufmuntern, was sie thun werden, als Boileau, Racine, Valincourt dazu aufgemuntert wurden, was sie nicht thaten; und man muß nicht von ihnen sagen können, was ein königlicher Schatzmeister von diesen Herren sagte: noch haben wir von ihnen nichts als ihre Unterschrift gesehen.

---

2. Ueber die Widersprüche in dieser Welt.

S. 301. Je mehr man die Welt betrachtet, desto mehr Widersprüche findet man darinnen. Mit dem Großsultan anzufangen; er läßt alle Köpfe abschlagen, die ihm mißfallen, und kann seinen eigenen selten behalten.

Von dem Großsultan auf den heil. Vater zu kommen: er bestätiget die Wahl der Kaiser, er hat Könige zu Vasallen; und ist nicht einmal so mächtig, als der Herzog von Savoyen. Er fertiget Befehle nach America und Africa aus, und kann der Republik Lucca nicht einmal ein Privilegium nehmen. Der Kaiser ist römischer König, das Recht des römischen Königs aber besteht darinn, daß er ihm den Steigbügel halten, und in der Messe das Becken reichen muß.

Die Engländer bedienen ihren Monarchen auf den Knien; sie setzen ihn aber ab, werfen ihn ins Gefängniß, und lassen ihn auf der Henkerbühne sterben.

Leute, welche das Gelübde der Armuth thun, erhalten, vermöge dieses Gelübdes, bis zweyhundert tausend Thaler jährlicher Einkünfte, und werden, vermöge ihres Gelübdes der Demuth, unumschränkte Herren.

S. 302. Man verbrennet diejenigen öffentlich, die der Sünde der Nonconformität überzeuget werden, und man erkläret in allen Schulen ganz ernsthaft die zweite Ecloga des Virgils, worinnen Corydon dem Alexis eine Liebeserklärung thut: Formosum pastor Corydon ardebat Alexin; und man läßt junge Leute noch die Anmerkung machen, daß, obgleich Alexis blond und Amyntas braun sey, Amyntas gleichwol den Vorzug haben könne.

Wenn ein armer Philosoph, der nichts übels denkt, die Erde sich bewegen läßt, oder sich einbildet, das Licht komme von der

Sonne, oder voraus setzet, die Materie könne wohl noch andere Eigenschaften haben, als diejenigen, die wir kennen; so schreyt man ihn als einen Ruchlosen, als einen Stöhrer des Friedens aus, und die Tusculane des Cicero und den Lucrez, zwey vollständige Lehrgebäude der Gottlosigkeit, hat man ad usum Delphini übersetzet.

Die Gerichte glauben die Besitzungen nicht mehr, und man lachet über die Hexenmeister; gleichwohl werden Gauffredy und Grandier wegen der Wahrsagerey verbrannt, und vor nicht langer Zeit wollte das halbe Parlement einen Geistlichen zum Feuer verdammen, welcher ein Mägdchen durch seinen Athem behext haben sollte.

Der zweifelnde Weltweise, Bayle, wurde sogar in Holland verfolget, La Motte le Vayer, welcher ein größerer Zweifler und ein kleinerer Weltweise war, ist Lehrmeister des Königs Ludewig des XIVten, und des Bruders des Königs gewesen. Gouville war zu gleicher Zeit in Paris im Bildnisse am Galgen, und Minister von Frankreich in Deutschland.

Der berüchtigte Gottesleugner Spinoza lebte und starb ruhig. S. 303.
Vanini, welcher bloß wider den Aristoteles geschrieben hatte, ward als ein Gottesleugner verbrannt. Er hat die Ehre in allen Geschichten der Gelehrten, in allen Wörterbüchern, den Archiven unzähliger Lügen und sehr weniger Wahrheiten, einen Artikel als ein Gottesleugner zu füllen. Oeffnet diese Bücher, ihr werdet darinnen sehen, daß Vanini in seinen Schriften nicht allein die Gottesleugnung öffentlich gelehret, sondern auch zwölf Professores von seiner Secte von Neapel aus in der Welt herum geschickt hat, überall Proselyten zu machen. Oeffnet nunmehr die Bücher des Vanini, und ihr werdet nicht wenig erstaunen, überall Beweise von dem Daseyn Gottes anzutreffen. Folgendes sagt er in seinem Amphitheatrum, einem Werke, das eben so unbekannt als verworfen ist.

„Gott ist sein Ursprung und sein Ziel ohne Ende und ohne „Anfang; er brauchet weder das eine noch das andere; er ist der „Vater von allem Anfange und Ende; er ist beständig aber in „keiner Zeit. Vor ihm flieht das Vergangene nicht; und das Zu„künftige wird nicht kommen. Er regieret überall, ohne an einem „Orte zu seyn; er ist unbeweglich, ohne sich wo aufzuhalten; schnell „ohne Bewegung; er ist alles und außer allem; er ist in allen,

„aber ohne eingeschlossen zu seyn; er ist außer allen, aber ohne „ausgeschlossen von etwas zu seyn; er ist gut, ohne Eigenschaft; „groß ohne Größe; ganz ohne Theile; unveränderlich indem er „die ganze Welt verändert; sein Wollen ist seine Gewalt. Er ist
S. 304. „einfach; nichts ist in ihm, das nur bloß möglich wäre, alles ist „in ihm wirklich; er ist die erste, die mittelste und letzte Handlung. „Kurz, er ist alles, über alle Wesen, außer allen, in allen, ewig „vor allen und nach allen."

Nach einem solchen Glaubensbekenntnisse ward Vanini für einen Gottesleugner erkläret. Aus welchem Grunde ward er verdammt? Auf die bloße Aussage eines gewissen Franzosen. Umsonst zeugten seine Bücher für ihn. Ein einziger Feind brachte ihn um das Leben, und in ganz Europa um seinen Namen.

Das kleine Buch, symbolum mundi,[1]) welches nichts als eine frostige Nachahmung des Lucians ist, und welches die allergeringste Verwandtschaft mit dem Christenthume hat, ist gleichfalls zum Feuer verdammt worden. Rabelais aber ist mit Privilegiis gedruckt worden, und dem türkischen Spione hat man freyen Lauf gelassen, eben sowol als dem persianischen Briefe, diesem leichten, sinnreichen und verwegenen Buche, worinnen sich ein ganzer Brief für den Selbstmord befindet; ein anderer, worinnen man die eigentlichen Worte findet, wenn man eine Religion voraus setzet; ein anderer, worinnen ausdrücklich gesaget wird, daß die Bischöfe keine andere Verrichtungen hätten, als von der Beobachtung der Gesetze Erlassung zu urtheilen[2]); ein anderer endlich, wo gesaget wird, der Pabst sey ein Magicus, der uns glaubend mache, drey wären nur eins, und das Brodt, welches man ißt, wäre kein Brodt.

Der Abt von St. Pierre, ein Mann, welcher sich oft hat betriegen können, der aber niemals aus einer andern Absicht ge-
S. 305. schrieben hat, als das gemeine Beste zu befördern, und dessen Werke der Kardinal du Bois Träume eines redlichen Bürgers nannte; der Abt von St. Pierre, sage ich, ist einmüthig aus der französischen Akademie ausgeschlossen worden, weil er in einem politischen Werke die Stiftung der Rathsversammlungen der Stiftung der Staatssecretariate vorgezogen, und gesaget hat, die Finanzen wären zu Ende dieser glorreichen Regierung übel verwaltet worden.

---

[1]) Im französchen Text: Cymbalum mundi.

[2]) Druckfehler für: ertheilen.

Der Verfasser der persianischen Briefe, hatte in seinem Buche von Ludewig dem XIVten nichts weiter gesaget, als, daß er ein Hexenmeister wäre, welcher machte, daß seine Unterthanen glauben müßten, Papier wäre Geld; daß er bloß die türkische Regierungsart liebte, daß er einen Mann, der ihm die Serviette reichte, einem Manne vorzöge, der ihm Schlachten gewonnen hätte, daß er einem Manne eine Pension gegeben habe, der zwey Meilen geflohen wäre, und einem andern ein Gouvernement, welcher vier Meilen geflohen wäre; daß er endlich in Armuth versunken sey; obgleich in eben dem Briefe gesaget wird, daß seine Finanzen unerschöpflich wären. Dieses ist es alles, daß ich es noch einmal wiederhole, was dieser Verfasser, in dem einzigen Buche, das von ihm bekannt ist, von dem XIVten Ludewig, dem Beschützer der französischen Akademie, gesaget hat; und gleichwol ist dieses Buch der einzige Grund, aus welchem man ihn in die französische Akademie aufgenommen hat.

Diesen Widerspruch auf das höchste zu treiben, darf man nur hinzufügen, daß ihn diese Gesellschaft aufgenommen, weil sie von S. 306. ihm lächerlich gemacht worden. Denn unter allen Büchern, worinnen man sich auf Unkosten dieser Akademie lustig gemacht hat, ist kein einziges, worinnen sie mehr gemishandelt worden ist, als in den persianischen Briefen. Man darf nur den Brief nachsehen, worinnen gesaget wird: diejenigen, welche diese Gesellschaft ausmachen, haben keine andere Verrichtung, als ohne Unterlaß zu plaudern. Die Lobeserhebungen mischen sich wie von selbst in ihr ewiges Geschwätze ein 2c. Nachdem er der Gesellschaft auf diese Art mitgefahren war, war er bei seiner Aufnahme von ihr gelobet, daß er die Gabe habe, in seinen Schildereyen ungemein zu treffen.

Wenn ich diese Untersuchung der Widersprüche fortsetzen wollte, die man in dem Reiche der Gelehrsamkeit findet, so müßte ich die Geschichte aller Gelehrten und aller witzigen Köpfe beschreiben; so wie ich, wenn ich die Widersprüche in der Gesellschaft alle durchgehen wollte, die Geschichte des menschlichen Geschlechts schreiben müßte. Einer aus Asia, welcher in Europa reiste, könnte uns gar leicht für Heiden ansehen. Unsere Tage in der Woche werden nach dem Mars, dem Mercurius, dem Jupiter, und der Venus genannt. Die Hochzeit des Cupido und der Psyche ist in dem

3*

Pallaste der Päbste abgemalet. Wenn dieser Reisende aus Asien vollends unsere Opern sehen sollte, so würde er ganz gewiß glauben, es wäre ein Fest zu Ehren der heidnischen Götter.

Wenn er sich ein wenig genauer nach unsern Sitten erkundigte, so würde er noch mehr erstaunen. In Spanien würde er sehen,
S. 307. daß ein strenges Gesetz verbiethet, daß ein Ausländer unmittelbarer Weise den geringsten Antheil an dem Handel nach America habe, und daß gleichwol die Ausländer daselbst, durch die spanischen Factors jährlich einen Handel von 50 Millionen dahin unterhalten; so daß Spanien nicht reich werden kann, als durch die Uebertretung des Gesetzes, welches beständig bleibt, und beständig verachtet wird.

Er würde sehen, daß in einem andern Lande die Regierung eine indische Gesellschaft in der Blüte erhält, obschon die Theologen den Dividenden der Actien für strafbar vor Gott erkläret haben. Er würde sehen, daß man das Recht die Menschen zu richten, das Recht im Kriege zu commandiren, das Recht in einem Rathe zu sitzen, kaufen könne. Er würde nicht begreifen können, warum in den Patenten gesaget würde, diese Stellen wären umsonst und ohne Anhalten ertheilet worden, da doch die Quittung der Finanzkammer gleich dem Patente beygefüget sey.

Sollte unser asiatischer Reisender nicht erstaunen, wenn er sehen müßte, daß die Schauspiele von Monarchen unterhalten und von den Geistlichen in Bann gethan würden? Er würde fragen, warum ein Lieutenantgeneral von bürgerlichem Herkommen, wenn er auch Schlachten gewonnen hätte, wie ein Bauer zum Kopfgelde geschätzet würde, ein Scabinus aber so adelich wäre, als die Montmorencis? Er würde fragen, warum die regelmäßigen Schauspiele in einer der Andacht geheiligten Woche verbothen wären, und doch Possenspielern Erlaubniß gäbe, welche doch Ohren, die nichts weniger als zärtlich wären, beleidigten. Er würde sehen, daß fast beständig unsere Gebräuche mit unsern Sitten im Widerspruche stehen, und
S. 308. wenn wir nach Asien reiseten, so würden wir beynahe eben solche Widersprüche daselbst entdecken.

Die Menschen sind überall gleich närrisch. Sie haben die Gesetze gemacht, so wie man die Einstürzungen der Mauren wieder zubauet. Hier haben die ältesten Söhne den jüngsten alles weggenommen, was sie gekonnt haben; dort gehen beyde in gleiche Theile. Bald hat die Kirche den Zweykampf befohlen, bald hat

sie den Fluch darauf geleget. Man hat, nach der Reihe, bald die Feinde und bald die Freunde des Aristoteles, bald diejenigen, welche lange Haare tragen, und bald die, welche kurze tragen, in Bann gethan.

Wir haben in der Welt kein vollkommenes Gesetz, als eines für eine gewisse Art der Narrheit, für das Spiel. Die Regeln des Spiels sind die einzigen, welche keine Ausnahme, keine Nachsicht, keine Veränderung, keine Tyranney leiden. Wenn auch ein Mensch Bedienter gewesen wäre, und er spielte mit Königen Lansquenet, so wird er ohne Schwierigkeit bezahlet, wenn er gewonnen hat. Sonst ist das Gesetz überall ein Schwerdt, womit der Stärkste den Schwächsten in Stücken hauet.

Gleichwol besteht diese Welt, als wenn alles wohl darinnen geordnet wäre. Das Unregelmäßige ist uns natürlich; unsere politische Welt ist wie unsere Erdkugel, etwas Ungestaltetes, welches beständig so bleibt. Es wäre thöricht, wenn man wollte, daß die Berge, die Meere, die Flüsse, alle nach regelmäßigen Figuren abgeordnet wären; noch thörichter wäre es, von allen Menschen eine vollkommene Weisheit zu verlangen; das wäre, den Hunden Flügel, und den Adlern Hörner geben wollen.

---

3. Gedruckte Lügen.

Man kann itzo die Einwohner von Europa in Leser und S. 311.
Schriftsteller eintheilen, so wie man sie ganzer sieben bis acht Jahrhunderte in kleine barbarische Tyrannen, welche einen Vogel auf der Faust trugen, und in Sclaven eintheilte, welchen alles gebrach.

Es sind ungefähr zwey hundert und funfzig Jahre, daß sich die Menschen nach und nach wieder besonnen haben, daß sie eine Seele hätten. Jeder will lesen, entweder diese Seele zu stärken, oder sie zu zieren, oder sich rühmen zu können gelesen zu haben. Als die Holländer diese neue Bedürfniß des menschlichen Geschlechts sahen, so wurden sie die Factors unserer Gedanken, so wie sie es von unsern Weinen und Salzen gewesen waren. Mancher Buchhändler in Amsterdam, welcher nicht einmal lesen konnte, gewann eine Million, weil er einige Franzosen bey der Hand hatte, die

sich mit dem schreiben abgaben. Diese Kaufleute erkundigten sich
S. 312. durch ihre Correspondenten, welche Lebensmittel am meisten im Gange wären, und nach den verschiedenen Bedürfnissen befohlen sie ihren Werkmeistern, entweder eine Historie oder einen Roman; vornehmlich aber Historien, weil man doch am Ende etwas mehr Wahrheit in demjenigen zu finden glaubet, was neue Geschichte, historische Denkwürdigkeiten, geheime Nachrichten heißt, als was ein Roman überschrieben ist. Auf solche Befehle der Papier= und Dintenhändler also haben ihre Arbeitsleute die Denkwürdigkeiten des von Artagnan, des von Pointes[1]), von Vordoc[2]), von Rochefort und so vieler anderer zusammen geschrieben, worinne man alles nach der Länge beschrieben findet, was die Könige oder die Ministers, wenn sie allein waren, gedacht haben, und tausend andere öffentliche Handlungen, von welchen man niemals ein Wort gehöret hatte. Die jungen deutschen Barons, die pohlnischen Woywoden, die Damen in Stockholm und Kopenhagen lesen diese Bücher, und glauben, die allergeheimsten Nachrichten von dem französischen Hofe darinne zu finden.

Varillas war weit über diese edeln Schriftsteller, von welchen ich rede, gleichwol nahm er sich sehr große Freyheiten. Er sagte einmal zu einem Freunde, welcher ihn ein wenig in Verwirrung antraf: ich muß drey Könige mit einander reden lassen; sie haben sich niemals gesehen, und ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Wie? sagte der andere, machen sie denn eine Tragödie?

Nicht jedermann hat die Gabe zu erfinden. Man läßt die Fabeln der alten Geschichte in 12. drucken, die man vor diesem in
S. 313. Folio hatte. Ich glaube, daß man in mehr als zwey hundert Schriftstellern alle die Wunder und Vorherverkündigungen wieder finden kann, welche zu der Zeit sollen geschehen seyn, da die Astrologie eine Wissenschaft war. Man wird es uns vielleicht noch mehr als einmal sagen, daß zwey Juden, welche ohne Zweifel nichts als alte Kleider zu verkaufen und das Geld zu beschneiden wußten, dem Leo Isauriensis das Kaiserthum versprochen, und sich von ihm bedungen, daß er die Bilder der Christen sollte niederreißen lassen, wenn er zur Regierung käme. Als wenn sich ein Jude darum bekümmerte, ob wir Bilder haben oder nicht. Eben

---

1) Irrthümlich für Pontis. (Die Dresdener Ausgabe liest Pointis.)
2) Druckfehler für Vordac.

so wenig zweifle ich, daß man es nicht noch einmal drucken sollte, Mahomet der IIte, mit dem Zunamen der Große, der erlauchteste Prinz seiner Zeit, und der freygebigste Belohner der Künste, habe alles in Constantinopel verbrannt und ermordet, (da er doch die Stadt von der Plünderung befreyete) daß er alle Kirchen niederreißen lassen, (da er doch mehr als die Hälfte davon erhalten) daß er den Patriarchen spießen lassen, (da er doch diesem Patriarchen mehr Ehre erzeigte, als ihm von allen griechischen Kaisern war erzeiget worden) daß er vierzig Pagen den Leib aufschneiden lassen, zu wissen, welcher von ihnen eine Melone gegessen habe, und daß er seiner Geliebten den Kopf abgeschlagen, seinen Janitscharen eine Lust zu machen. Alle diese Historien, welche vortrefflich zu den Mährchen von Roberten dem Teufel und vom blauen Barte passen, werden alle Tage mit Billigung und Freyheiten verkauft.

Tiefsinnigere Geister haben eine andere Art zu lügen erfunden. Sie haben sich zu Erben aller großen Ministers gemacht, und sich S. 314.
aller ihrer Testamente bemächtiget. Wir haben Testamente vom Colbert und vom Louvois gesehen, welche für authentische Schriften von verschlagenen Staatskundigen sind ausgegeben worden, die in ihrem Leben kaum in das Vorgemach eines Kriegsraths oder einer Finanzkammer gekommen sind. Das Testament des Kardinals von Richelieu, weil es von einer weniger ungeschickten Hand gemacht worden, hat das meiste Glück gehabt, und der Betrug hat sehr lange gedauert. Es ist ein Vergnügen, besonders in den Sammlungen von Reden zu sehen, wie verschwenderisch man mit den Lobsprüchen dieses vortrefflichen Testaments des unvergleichlichen Kardinals gewesen ist: man fand darinne die ganze Tiefe seines Geistes; und der schwächste Verstand, welcher es gelesen, oder gar einen Auszug davon gemacht hatte, hielt sich für fähig, die ganze Welt zu regieren.

Ich[1]) habe von meiner Jugend an geargwohnt, daß das Werk von einem Betrüger sey, welcher den Namen des Kardinals angenommen, seine Grillen auszukramen. Ich habe mich bey allen Erben dieses Ministers erkundigen lassen, ob sie wüßten, daß das Manuscript davon jemals in ihrem Hause gewesen wäre. Man

---

[1]) Hier beginnt der von Voltaire später ausgelassene Abschnitt über das Testament Richelieus.

hat mir einmüthig geantwortet, daß niemand etwas davon gewußt hätte, ehe es im Drucke erschienen wäre. Ich habe seit dem diese Untersuchungen von neuem angestellet, nirgends aber die geringste Spur der Handschrift entdecken können. Ich habe mich auf der königlichen Bibliothek erkundiget, ich habe die Archive der Ministers
S. 315. um Rath gefraget, niemals habe ich nur jemand sagen hören, daß er eine Zeile von der Handschrift des Kardinals gesehen habe. Alles dieses bestärkte meinen Argwohn, und hier sind die Gründe, die mich vollends überredet haben, daß der Kardinal nicht den geringsten Antheil an diesem Werke habe.

1. Das Testament ist erst 38 Jahre nach dem Tode seines vorgegebenen Verfassers erschienen. Der Herausgeber saget in der Vorrede nicht, auf was für Art ihm das Manuscript in die Hände gefallen sey. Wäre das Manuscript authentisch gewesen, so würde seine Schuldigkeit und sein Nutzen erfodert haben, es zu beweisen, es in eine öffentliche Bibliothek nieder zu legen, und jedem Manne von Bedienung es zu zeigen. Er nimmt keine von diesen Maßregeln; (die er ohne Zweifel nicht nehmen konnte) und dieses allein kann ihm seine ganze Glaubwürdigkeit nehmen.

2. Die Schreibart ist gänzlich von der Schreibart des Kardinals unterschieden. Man hat die Hand des Abts von Bourzeis darinne zu erkennen geglaubt; es ist aber leichter zu sagen, von wem dieses Buch nicht ist, als von wem es ist.

3. Man hat nicht allein die Schreibart des Kardinals von Richelieu nicht nachahmen können, sondern man hat sogar die Unvorsichtigkeit gehabt, ihn Armand Duplessis unterzeichnen zu lassen, da er sich doch Zeit seines Lebens auf diese Art nicht unterschrieben hat.

4. Gleich in dem ersten Hauptstücke sieht man eine offenbare Falschheit. Man setzet den Frieden als geschlossen voraus, und gleichwol hatte man damals nicht nur noch Krieg, sondern der
S. 316. Kardinal von Richelieu hatte noch gar keine Lust Friede zu machen. Eine solche Ungereimtheit ist eine offenbare Ueberführung der Falschheit.

5. Zu dem lächerlichen Lobe, welches sich der Kardinal in diesem ersten Hauptstücke selbst giebt, und dergleichen sich ein Mensch von Verstande niemals zu geben pfleget, füget man eine noch weit unanständigere Verdammung derjenigen, welche in dem Rathe saßen, als der Kardinal in denselben trat. Man nennet da-

selbst den Herzog von Mantua, diesen armen Prinz. Wenn man der heimlichen Händel gedenkt, welche die Königinn Mutter unternahm, den Kardinal zu stürzen, so saget man ganz kurz die Königinn, als wenn die Rede von der Königinn, der Gemahlinn des Königs, wäre. Man nennet darinne die Marquisinn von Fargis, die Gemahlinn des Abgesandten in Spanien, und die Lieblinginn der Königinn Mutter, la Fargis, als ob der Kardinal von Marion von Lorme geredet hätte. Nur groben Pedanten, welche die Geschichte Ludewigs des XIVten geschrieben haben, kömmt es zu, zu sagen, die Montespan, die Maintenon, die Fontange, die Portsmuth. Ein Mensch von Stande, der die Artigkeit besessen, welche der Kardinal besaß, wäre nimmermehr in solche Unverständigkeit verfallen. Ich verlange dieser Wahrscheinlichkeit nicht mehr Gewichte zu geben, als sie hat; ich betrachte sie auch nicht als einen entscheidenden Grund, sondern bloß als eine ziemlich starke Muthmaßung.

6. Hier ist ein Grund, welcher mir durchaus überzeugend scheint. Das Testament saget in dem ersten Hauptstücke, daß die fünf letzten Jahre des Krieges, jedes sechzig Millionen Livres S. 317.
damaliger Zeit, ohne außerordentliche Mittel anzuwenden, gekostet habe, und in dem neunten Hauptstücke heißt es, daß jährlich fünf und dreyßig Millionen erspart würden. Was kann man einem so offenbaren Widerspruche entgegen setzen? Entdecket man nicht offenbar einen Verfälscher, welcher in Eil schreibt, und im neunten Hauptstücke vergißt, was er im ersten gesaget hat.

7. Welcher vernünftige Mensch kann sich einbilden, daß ein Minister dem Könige vorschlagen sollte, die heimlichen Ausgaben von dem, was man baar (comptant) nennet, auf eine Million Goldes einzuschränken. Was soll dieses schweifende Wort[1]), eine Million Goldes, sagen? Diese Ausdrücke sind für einen Mann gut, welcher die alte Historie zusammen schreibt, ohne zu wissen, was die Münzen gelten. Soll es eine Million Livres Goldes, Mark Goldes, oder eine Million Louisdor heißen. In dem letzten Falle, welches der vortheilhafteste ist, würde sich die Million Goldes auf zwey und zwanzig Millionen Livres nach itzigem Gelde belaufen haben; und das wäre eine wunderliche Einschränkung einer Ausgabe gewesen, die beynahe das dritte Theil der Einkünfte des Staats betragen hätte.

---

1) ce mot vague.

Uebrigens ist es wol zu glauben, daß ein Minister auf die Abschaffung dieses Baaren dringen sollte? Es war eine heimliche Ausgabe, über welche der Minister nach seinem Gefallen schalten und walten konnte. Es war das kostbarste Privilegium seiner Bedienung.

S. 318. Die Untersuchung dieses Baaren machte eher kein Aufsehen, als zur Zeit der Ungenade des berühmten Fouquet, welcher dieses Vorrecht des Ministers gemisbrauchet hatte. Wer sieht also nicht, daß das vorgegebene Testament des Kardinals von Richelieu erst nach der Begebenheit mit dem Herrn von Fouquet muß seyn geschmiedet worden.

8. Wird wol ein Minister die Einkünfte des zwanzigsten Pfennigs, die Einkünfte des fünften Pfennigs nennen? Kaum ein Schreiber eines Notarius wird in diesen abgeschmackten Irrthum fallen. Die Einkünfte des fünften Pfennigs würden den fünften Theil des Capitals ausmachen. Ein Capital also von hundert tausend Franken, würde fünf und zwanzig tausend Franken Interessen tragen. Solche Einkünfte sind niemals gewesen. Die Einkünfte des zwanzigsten Pfennigs bringen Cent[1]) pro Cent, das thun aber nicht die Einkünfte des fünften Pfennigs. Das Testament muß also offenbar die Arbeit eines Menschen seyn, welcher keine auf die Stadt gelegte Einkünfte hatte.

9. Es erhellet offenbar, daß das ganze neunte Capitel, wo die Rede von Finanzen ist, von einem Projectmacher seyn muß, welcher in der Einsamkeit seines Kabinets, das ganze Regierungsgebäude in aller Stille über den Haufen wirft, den Salzzoll aufhebt, die Steuer dem Parlemente bezahlen läßt, die Bedienungen vergütet, ohne zu wissen, womit er sie vergüten soll. Es ist in der That besonders, daß man diese Grillen unter dem Namen eines großen Ministers auszukramen sich unterstanden hat, und daß das Publicum
S. 319. sich dabey hat betriegen lassen. Allein, wo sind die Leute, welche mit Aufmerksamkeit lesen? Ich habe wenig Personen etwas anders mit tiefer Untersuchung lesen sehen, als Sachen, die ihre eigenen Angelegenheiten betreffen. Daher kömmt es, daß der Irrthum in der ganzen Welt herrschet. Wenn man die Lesung der Bücher mit eben so viel Aufmerksamkeit verrichtete, als ein guter Hauswirth die Rechnungen seines Haushofmeisters durchsieht, wie vieler Ungereimtheiten würden wir uns nicht entschlagen lernen?

---

[1]) Druckfehler für: Fünf.

10. Ist es wohl wahrscheinlich, daß ein Staatsmann, welcher sich ein so gründliches Werk vorgesetzet, sagen sollte: Der König von Spanien habe dadurch, daß er den Hugenotten beygestanden, Indien der Hölle zinsbar gemacht; die Glieder der königlichen Collegien schätzten die Krone des Königes nach ihrer Form, welche rund sey, und also kein Ende habe; die Elemente hätten keine Schwere, als wenn sie in ihrer Stelle wären; das Feuer, die Luft, das Wasser, könnten keinen irdischen Körper halten, weil dieser auch außer seiner Stelle schwer wäre; und hundert andere Ungereimtheiten, die sich kaum für einen Professor der Rhetorik aus dem sechzehnten Jahrhunderte schicken.

11. Kann man sich wohl überreden, daß der erste Minister eines Königes von Frankreich ein ganzes Capitel gemacht habe, seinen Herrn zu überreden, sich das Recht der Verwesung auf die Hälfte der Bisthümer seines Reichs zu entsagen; eines Rechts, worauf die Könige allezeit so eifersüchtig gewesen sind.

12. Ist es möglich, daß in einem politischen Testamente, S. 320.
welches an einen Prinzen gerichtet, welcher schon das vierzigste Jahr zurück geleget, ein Minister, wie der Kardinal von Richelieu, so viel Ungereimtheiten gesaget, und nichts als die allergemeinsten Wahrheiten vorgebracht haben solle, die sich für ein klein Kind, das man erzieht, und nicht für einen König, welcher seit dreyßig Jahren regierte, schicken. Er versichert, daß die Könige guten Rath brauchten; daß ein Rathgeber des Königs ein geschickter und redlicher Mann seyn müsse; daß man der Vernunft folgen, und das Reich Gottes bauen solle; daß das allgemeine Wohl den besondern Vortheilen vorzuziehen sey; daß die Schmeichler gefährlich sind; daß Gold und Silber nöthig sind. Große Staatslehren für einen König von vierzig Jahren! Wahrheiten, die von einer Feinheit und von einer Tiefe des Geistes zeigen, die des Kardinals von Richelieu würdig ist.

13. Wer wird endlich glauben, daß der Kardinal von Richelieu dem vierzehenten Ludwig die Reinigkeit und Keuschheit in seinem politischen Testamente anbefohlen habe? Er, welcher ganz öffentlich so viel Maitressen hatte, und welcher, wenn man den Denkwürdigkeiten des Kardinals von Rets glauben darf, seine Verwegenheit

und seine Begierden bis auf Gegenstände getrieben hatte, die ihm Schauer verursachen und sein Unglück hätten machen können.

Man schätze diese Gründe und schreibe alsdenn, wenn man es wagt, dem Kardinale von Richelieu dieses Buch zu.

S. 321. Nicht weniger ist man mit dem Testamente Carls des IV [1]), Herzogs von Lothringen, betrogen worden, worinne man den Geist dieses Prinzen zu finden geglaubt hat; Leute aber, welche sich besser darauf verstanden, erkannten den Geist des Herrn von Chevremont darinne, welcher auch wirklich der Verfasser davon war.

Nach diesen Testamentmachern kommen die Sammler geheimer Nachrichten. Wir haben eine kleine Historie, die 1700. gedruckt ist, und eine Jungfer Durand, eine Person, die sehr wohl unterrichtet war, zur Verfasserinn hat. Der Titel heißt: Liebesgeschichte des 7ten Gregorius, des Kardinals von Richelieu, der Prinzessinn von Conde, und der Marquise Durfe. Vor einigen Jahren habe ich die Liebsgeschichte des ehrwürdigen Vaters de la Chaise, des Beichtvaters Ludewigs des XIVten gelesen.

Eine sehr ehrwürdige nach Haag geflüchtete Dame schrieb zu Anfange dieses Jahrhunderts sechs starke Bände, Schreiben eines Frauenzimmers von Stande in der Provinz, und eines Frauenzimmers von Stande in Paris, die sich im Vertrauen die Neuigkeiten der Zeit mittheilen. In diesen Neuigkeiten der Zeit nun ist, wie ich gewiß versichern kann, nicht eine einzige wahrhafte. Alle vorgegebne Abendtheuer des Ritters von Bouillon, welcher seit der Zeit unter dem Namen des Prinzen von Auvergne bekannt geworden, sind darinne mit allen Umständen erzählet. Ich hatte einmal die Neugierde, den Ritter von Bouillon zu fragen, ob dasjenige, was die Frau Duniger [2]) auf seine Rechnung geschrieben, einigen Grund habe; und er schwor mir es zu, daß es nichts als ein Gewebe von Lügen wäre. Diese Dame hatte die
S. 322. Thorheiten des Pöbels zusammengerafft und in auswärtigen Ländern hielt man sie für die Geschichte des Hofes.

Manchmal thun dergleichen Schriftsteller mehr Schaden, als sie meynen. Vor einigen Jahren wußte ein Bekannter von mir nicht, was er machen sollte, er ließ also ein klein Buch drucken, worinne

---

[1]) So nach der Dresdener Ausgabe, in den späteren richtig Charles V.

[2]) Druckfehler für Dunoyer.

er vorgab, daß eine gewisse berühmte Person auf die erschrecklichste Weise wäre ermordet worden. Ich war ein Augenzeuge von dem Gegentheile gewesen; ich stellete dem Verfasser also vor, daß göttliche und menschliche Gesetze ihn verbänden, zu wiederrufen. Er versprach mir es auch; allein die Wirkung seines Buches dauert noch, und ich habe diese Verläumdung hernach in mehr als einer vorgegebnen Historie der Zeit wiederhohlt gefunden.

Es ist vor kurzem ein politisches Werk in London erschienen, dem Orte in der Welt, wo man die meisten übeln Neuigkeiten ausstreuet, und die übelsten Betrachtungen über die falschesten Neuigkeiten anstellt. Die ganze Welt weiß, sagt der Verfasser auf der 17ten Seite, daß der Kaiser Karl der VIte mit Aqua tuffana ist vergeben worden; man weiß, daß es ein Spanier, sein Liebling unter den Pagen, dem er in seinem Testamente was ansehnliches vermacht hatte, war, welcher ihm das Gift beybrachte. Der Magistrat in Meyland, bey dem dieser Page, kurz vor seinem Tode sein Geständniß niedergelegt, und welcher es nach Wien geschickt hat, kann uns nähere Nachricht geben, wer seine Anstifter und seine Mitschuldige gewesen sind. Ich wünsche, daß uns der Wiener Hof bald die Umstände dieser entsetzlichen S. 323.
Schandthat mittheilen möge.

Ich glaube der Wiener Hof wird die Welt lange auf die Mittheilung der Umstände dieser abgeschmackten Grille warten lassen. Diese stets erneuerten Verleumdungen erinnern mich an folgende Verse:

Les oisifs courtisans que leurs chagrins dévorent,
S'efforcent d'obscurcir les astres qu'ils adorent;
Si l'on croit de leurs yeux la [1]) regard penetrant,
Tout Ministre est un traitre et tout Prince un Tiran;
L'hymen n'est entouré que de feux adulteres;
Le frere à ses rivaux est vendu pas ses freres;
Et sitot qu'un grand Roi penche vers son declin
Ou son fils ou sa femme ont haté son destin . . .
Qui croit toujours le crime en paroit trop capable. [2])

---

[1]) Druckf. für le.

[2]) Aus der Eriphyle (IV. 1.), einer Tragödie Voltaires, die erst

„das ist die müßigen Höflinge, die ihr Verdruß verzehret, be„mühen sich aus allen Kräften, die Sonnen, welche sie anbethen zu „verdunkeln. Wenn man denen durchdringenden Blicken ihrer „Augen trauet, so ist jeder Minister ein Verräther, und jeder Fürst „ein Tyrann; Hymen ist mit nichts als mit ehebrecherischen Flammen „umgeben, und der Bruder wird an seine Mitbuhler von seinen „Brüdern verkauft; und sobald ein großer König sich seinem Ende „nahet, so muß entweder sein Sohn, oder seine Gemahlinn, seinen „Tod beschleunigt haben. = = Wer das Laster allezeit glaubt, der scheint „nur allzufähig dazu zu seyn.

Und auf eben die Art sind die meisten vorgegebnen Geschichte der Zeit abgefasset.

S. 324. Die Kriege von 1702 und von 1741 haben in den Büchern eben so viel Lügen hervorgebracht; als Soldaten in den Feldzügen derselben umgekommen sind. Man hat es hundertmal wiederholt und wiederholt es noch hundertmal, daß das Ministerium von Versailles das Testament Carls des IIten, Königs von Spanien, geschmiedet hätte. Geheime Nachrichten lehren uns, daß der letzte Marechal de la Feuillade ausdrücklich Turin verfehlte, und seine Ehre, sein Glück und seine Armee verlor durch eine große Hoflist; andre berichten uns, daß ein Minister aus Staatsklugheit eine Schlacht habe verlieren lassen. Man hat es in den Unterhandlungen von Europa auf das neue gedruckt, daß wir in der Schlacht bei Fontenai unsre Kanonen mit großen Stücken Glas und mit vergifteten Metallen hätten geladen gehabt: daß der General Cambel von einer dieser vergifteten Ladungen wäre getödtet worden, und daß der Herzog von Cumberland dem Könige von Frankreich in einem Kuffer das Glas und die Metalle zugeschickt habe, die man in seiner Wunde gefunden; daß er einen Brief beygelegt, worinne er dem Könige gesagt: A u c h d i e a l l e r b a r b a r i s c h s t e n V ö l k e r h ä t t e n s i c h n i e m a l s s o l c h e r W a f f e n b e d i e n t; und daß sich der König bey Lesung dieses Briefes entsetzet habe. Alles dieses hat nicht den geringsten Schatten der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit. Man fügt zu diesen ungereimten Lügen noch hinzu, daß wir mit kaltem Blute die verwundeten

---

nach seinem Tode gedruckt wurde. Vgl. Oeuvres Compl. Ausg. von Garnier; T. II. p. 488, wo der erste Vers etwas anders lautet:

V o s oisifs courtisans que l e s chagrins dévorent.

Engländer, welche auf dem Schlachtfelde gelegen, umgebracht, da man doch aus den Registern der Hospitäler beweisen kann, daß wir uns ihrer so wohl, als unsrer eignen Soldaten, angenommen haben. Diese häßlichen Lügen finden in verschiednen Ländern S. 325. Europens Glauben, und dienen zur Unterhaltung des Hasses zwischen ganzen Völkern.

Wie viel giebt es nicht geheime Denkwürdigkeiten, Historien von Feldzügen, Tagebücher von allerley Art, deren Vorreden die billigste Unparteylichkeit, und die vollständigsten Nachrichten versprechen? Man sollte meynen, diese Werke wären von Gevollmächtigten verfertiget, welchen alle Minister von allen Staaten, und alle Generale von allen Armeen, ihre aufgesetzten Nachrichten eingehändiget hätten. Man gehe einmal zu einem von diesen Gevollmächtigten, so wird man einen armen Schreiber in einem Schlafrocke und in einer Nachtmütze finden, ohne Hausrath und ohne Feuer, welcher die Zeitungen zusammen schreibt und verfälscht.

Manchmal nehmen diese Herren eine gewisse Macht unter ihren Schutz. Das Mährchen, das man von einem solchen Schriftsteller erzählt, ist bekannt, welcher nach geendigtem Kriege von dem Kaiser Leopold eine Belohnung verlangte, daß er ihm an dem Rheine eine vollständige Armee von funfzigtausend Mann ganzer fünf Jahre lang unterhalten habe. Sie kündigen auch Krieg an, und lassen Feindseligkeiten begehen, und laufen Gefahr, selbst als Feinde tractirt zu werden. Einer von ihnen mit Namen Dubourg, welcher seine Zeitungsniederlage in Frankfurt hatte, ward daselbst unglücklicher Weise von einem unsrer Officirer im Jahr 1748 in Verhaft genommen, und auf den St. Michaelsberg gebracht, wo er in einem Kefige gestorben ist. Gleichwohl hat dieses Beyspiel den großen Muth seiner Brüder nicht niedergeschlagen.

Eine von den edelsten und von den gemeinsten Betrügereyen ist diese, wenn sich Schriftsteller in Staatsminister oder Hofleute S. 326. desjenigen Hofes oder Landes, von welchem sie reden, verwandeln. Man hat uns eine dicke Geschichte von Ludewig dem XIVten geliefert, die nach den geschriebnen Aufsätzen eines Staatsministers abgefasset seyn soll. Dieser Staatsminister war ein aus seinem Orden verstoßener Jesuite, welcher nach Holland unter dem Namen de la Hode geflüchtet war, und sich endlich in Holland zum Staatssecretär von Frankreich machte, damit er Brodt haben möchte.

Weil man allezeit gute Muster nachahmen muß, und weil der Kanzler Clarendon und der Kardinal von Rets Abschilderungen der vornehmsten Personen gemacht haben, mit welchen sie Unterhandlung gepflogen, so darf man sich gar nicht verwundern, daß die heutigen Schriftsteller, wenn sie sich zu einem Buchführer in Sold begeben, damit anfangen, daß sie von allen Regenten in Europa, von ihren Ministern, und von ihren Generalen, deren Liverey sie nicht einmal kennen, getreue Abschilderungen geben. Ein englischer Schriftsteller, dessen Annales von Europa gedruckt und wieder gedruckt worden sind, versichert uns, daß Ludewig der XVte nicht das große Ansehen habe, welches einen König ankündiget. Wahrhaftig dieser Mensch muß mit den Gesichtsbildungen sehr scharf verfahren. Dagegen aber sagt er, der Kardinal von Fleury habe das Ansehen eines edeln Zutrauens. So genau er bey den Gestalten ist, so genau ist er auch bey den Gemüthsschilderungen und bey der Erzählung der Begebenheiten: er berichtet der Welt, daß der Kardinal von Fleury den Titel des erstern Ministers (welchen
S. 327. er niemals gehabt hat) dem Grafen von Toulose abgetreten habe; Er lehret uns, daß man die Armee des Marschalls Maillebois bloß nach Böhmen geschickt habe, weil eine Hofjungfer einen Brief auf dem Tische liegen lassen, und weil dieser Brief den Zustand der damaligen Angelegenheiten habe zu erkennen gegeben; er sagt, der Graf von Argenson wäre in dem Kriegsrathe dem Herrn Amelot gefolget. Ich glaube wenn man alle Bücher in diesem Geschmacke zusammen suchen wollte, um sich die geheimen Nachrichten von Europa ein wenig bekannt zu machen, man würde eine unzählbare Bibliothek zusammen bringen, wovon kaum zehn Seiten Wahrheit wären.

Ein andrer beträchtlicher Theil des Handels mit gedruckten Papieren, ist derjenige, welcher mit den polemischen Schriften, und zwar mit den eigentlichen polemischen Büchern, zu thun hat, worinnen man seinen Nächsten verlästert, um Geld zu gewinnen. Ich will gar nicht von den Factums der Advocaten reden, welche das edle Recht haben, ihre Gegenpartey, so sehr als sie können, herunter zu machen, und ganze Familien rechtmäßig zu beschimpfen; ich rede nur von denjenigen, die in England wider das Ministerium demosthenische Philippica, aus lauter Liebe für das Vaterland, auf ihren Böden schreiben. Diese Stücke werden das Blatt für zwey

Schillinge verkauft; man zieht manchmal vier bis fünf tausend Stücke davon ab, und dadurch bekömmt ein beredter Bürger wenigstens auf zwey bis drey Monate Lebensunterhalt. Ich habe den Ritter Walpole erzählen hören, daß einmal ein solcher Demosthenes für zwey Schillinge, der sich noch für keinen Theil des uneinigen Parlaments erkläret hatte, zu ihm gekommen sey, und ihm seine Feder zu Vertilgung aller seiner Feinde angeboten habe. Der Minister dankte ihm ganz höflich für seinen Eifer, und nahm seine Dienste nicht an. Sie werden es also nicht übel nehmen, sagte der Schriftsteller, daß ich ihrem Gegner, dem Herrn Pultney, S. 327.
meine Dienste antrage. Er ging sogleich zu ihm, und ward ebenfalls abgewiesen. Nunmehr erklärte er sich so wohl wider den einen, als wider den andern; des Montags schrieb er wider den Herrn Walpole, und des Mittewochs wider den Herrn Pultney. Nachdem er die ersten Wochen so ziemlich ehrlich davon gelebet hatte, so kam er endlich vor beyder Thüren betteln.

Mit dem berühmten Pope verfuhr man zu seiner Zeit wie mit einem Minister. Aus seinem Ruhme schlossen verschiedne studirte Leute, daß mit ihm was zu gewinnen sey. Man druckte seinetwegen, zur Ehre der Gelehrsamkeit, und zur Aufnahme des menschlichen Geistes, mehr als hundert Schmähschriften, worinne man ihm bewies, daß er ein Gottesleugner sey, und was noch ärger ist, in England warf man ihm sogar vor, daß er katholisch sey. Man versicherte, als er seine Uebersetzung des Homers herausgab, daß er kein Griechisch verstehe, weil er bucklicht sey und nicht den besten Geruch habe. Es ist wahr, er war bucklicht, gleichwohl verstand er das Griechische sehr gut, und seine Uebersetzung des Homers war sehr wohl gerathen. Man verlästerte seine Sitten, seine Auferziehung, seine Geburt; man fiel seinen Vater und seine Mutter an. Diese Schmähschriften hatten kein Ende. Pope hatte manchmal die Schwachheit, darauf zu antworten, und dieses vermehrte ihre Anzahl. Endlich entschloß er sich, selbst einen kleinen Auszug aus allen diesen schönen Stücken zu machen, und ihn drucken zu lassen. Dieses war der tödtlichste Streich für die Schriftsteller, die bisher ziemlich ehrlich von den Lästerungen, S. 329.
die sie wider ihn ausspien, gelebt hatten. Man hörte auf sie zu lesen, man begnügte sich mit dem Auszuge, und sie kamen nicht wieder auf.

Ich bin der Gefahr ekel zu werden, sehr nahe gewesen[1]), wenn ich gesehen habe, daß große Schriftsteller, mit mir eben so umgegangen sind, als mit Popen. Ich kann sagen, daß ich mehr als einem Schriftsteller ganz ansehnliche Honoraria verschaffet habe. Ich hatte, ich weiß nicht wie, dem berühmten Abte des Fontaines eine kleine Gefälligkeit erwiesen. Weil ihm aber diese Gefälligkeit nicht Lebensunterhalt verschaffte, so setzte er sich gleich Anfangs, als er aus dem Hause, woraus ich ihn gezogen hatte, gekommen war, durch ein Dutzend Schmähschriften wider mich, in bessere Umstände, die er in Wahrheit bloß zu Ehren der Gelehrsamkeit und aus übermäßigem Eifer für den guten Geschmack verfertigte. Er ließ die Henriade drucken, in die er Verse, die er selbst gemacht hatte, hinein flickte, um hernach eben diese Verse tadeln zu können. Ich habe sehr sorgfältig einen Brief aufbehalten, den mir einmal ein solcher Schriftsteller schrieb. Mein Herr, ich habe eine Smähschrift[2]) wider sie drucken lassen, wovon vierhundert Exemplaria abgezogen sind. Wenn sie mir 400 Livres übermachen wollen, so will ich ihnen diese vierhundert Exemplare treulich einhändigen. Ich schrieb ihm wieder, ich wolle seine Güte nicht misbrauchen, der Kauf wäre ihm allzunachtheilig; der Verkauf dieses Buches könne
S. 330. ihm weit mehr eintragen; und am Ende hatte ich nicht Ursache, mich meine Großmuth reuen zu lassen.

Es ist sehr gut, gelehrte Leute aufzumuntern, die nicht wissen, wozu sie greifen sollen. Eine von den mildesten Handlungen die man zu ihrem Vortheile unternehmen kann, ist, daß man ein Trauerspiel heraus giebt. Den Augenblick werden Schreiben an Frauenzimmer vom Stande erscheinen, unparteyische Beurtheilungen des neuen Stücks, Briefe eines Freundes an einen Freund, gründliche Untersuchungen, Scenenweise Untersuchungen: und alles dieses findet seine Käufer.

Das sicherste Geheimniß für einen ehrlichen Buchhändler ist, am Ende der Werke, die er druckt, alle Abscheulichkeiten und Thorheiten, die man wider den Verfasser gedruckt hat, anzuhängen. Nichts ist dienlicher, die Neugierde der Leser zu reizen, und den Verkauf zu beschleunigen. Ich besinne mich, daß unter andern

[1]) Im französischen Text: J'ai été tenté d'avoir beaucoup de vanité.

[2]) Druckf. für Schmähschrift.

entsetzlichen Ausgaben meiner vorgegebenen Werke, ein geschickter Herausgeber in Amsterdam eine Ausgabe im Haag stürzen wollte, und also eine Sammlung von allen, was er wider mich hatte auftreiben können, beyfügte. Die ersten Worte dieser Sammlung sind, ich wäre ein nagender Hund. Ich fand dieses Buch in Magdeburg in den Händen des Postmeisters, welcher mir es nicht genug beschreiben konnte, mit wie vieler Beredsamkeit ihm dieses Stücke abgefaßt zu seyn schiene.

Endlich erwiesen mir zwey Buchhändler in Amsterdam, nachdem sie vorher, so viel wie möglich, die Henriade und andere Stücke von mir verunstaltet hatten, die Ehre, mir zu schreiben, daß wenn ich es erlaubte, daß man in Dresden eine bessere Ausgabe von S. 331.
meinen Werken besorge, die man damals unter Händen hatte, so würden sie nach ihrem Gewissen verbunden seyn, einen Band abscheulicher Schmähungen wider mich, auf dem schönsten Papiere, mit breitem Rande, und mit den besten Littern, die sie haben könnten, drucken zu lassen. Sie haben mir ihr Wort treulich gehalten. Sie haben sogar die Aufmerksamkeit gehabt, ihre schöne Sammlung an einen der verehrungswürdigsten Monarchen in Europa zu schicken, an dessen Hofe ich damals zu seyn die Ehre hatte. Der Monarch hat ihr Buch in das Feuer geworfen, mit den Worten, auf eben die Art sollte man es mit den Herren Herausgebern machen. Es ist wahr, in Frankreich würden diese ehrlichen Leute auf die Galeeren geschicket werden. Allein das hieße den Handel allzusehr einschränken, dem man allezeit beförderlich seyn muß.

Fortsetzung der gedruckten Lügen.

Man hat nur sehr wenig von den gedruckten Lügen gedacht, womit die Welt überschwemmt ist. Es wäre sehr leicht, von dieser Materie einen großen Band zu schreiben. Man weiß aber, daß man nicht alles thun muß, was leichte zu thun ist.

Man will hier bloß einige allgemeine Regeln geben, die Menschen in Stand zu setzen, sich vor der Menge Bücher in Acht zu nehmen, welche die Irrthümer von einem Jahrhunderte auf das andere fortgepflanzet haben.

Man erstaunt bey dem Anblick einer zahlreichen Bibliothek; S. 332.
man sagt wohl bey sich selbst: es ist betrübt, daß man ver-

dammet ist, das meiste, was sie enthält, nicht zu wissen. Tröstet euch; es ist wenig dabey verloren. Sehet diese vier bis fünftausend Bände der alten Naturlehre, alles ist darinne falsch, bis auf die Zeiten des Galiläus. Betrachtet die Historien so vieler Völker; ihre ersten Jahrhunderte sind abgeschmackte Fabeln.

Nach den fabelhaften Zeiten kommen die heroischen Zeiten, wie man sie nennt. Die ersten gleichen der Tausend und einen Nacht, worinne gar nichts wahr ist; die andern den Ritterbüchern, worinne nichts als einige Namen und Anspielungen[1]) wahr sind.

Das ist schon mehr als ein Tausend[2]) Jahre, und mehr als ein Tausend Bücher, worinn man ohne Nachtheil unwissend seyn kann. Endlich kommen die historischen Zeiten, wo der Grund der Sachen wahr ist, und der meiste Theil der Umstände Lügen sind. Sind aber unter diesen Lügen nicht einige Wahrheiten? Ja, so wie sich ein wenig Goldstaub in dem Sande, welchen die Flüsse mit sich fortstoßen findet.

Man wird vielleicht wissen wollen, durch welches Mittel man dieses Gold zusammen sammeln kann? Hier ist das Mittel. Alles was nicht mit der Naturlehre, was nicht mit der Vernunft, was nicht mit der Art des menschlichen Herzens übereinkömmt, ist nichts als Sand; das übrige, welches von klugen Zeitverwandten bezeuget wird, ist der Goldstaub, welchen ihr suchet. Herodotus erzählt dem versammleten Griechenlande die Geschichte der benachbarten Völker:
S. 333. die verständigen Leute lachen, wenn er von den Vorherverkündigungen des Apollo und von den ägyptischen und assyrischen Fabeln redet; er selbst glaubet sie nicht; alles was er von den ägyptischen Priestern hat, ist falsch; das, was er selbst gesehen hat, ist bestätiget worden. Man muß ihm ohne Zweifel glauben, wenn er zu den Griechen, die ihn anhören, saget: es ist in dem Schatze zu Corinth ein goldner Löwe, am Gewichte 360 Pfund, welcher ein Geschenk des Crösus ist; man sieht noch den goldnen und den silbernen Zober, welche er in den Tempel zu Delphos schenkte; der goldne Zober wiegt ohngefähr fünfhundert Pfund, und in den silbernen gehen ohngefähr zweytausend und vierhundert Maaß. So groß diese Pracht auch sey, so weit sie auch alle übertrifft, die

---

[1]) In den mir bekannten französischen Ausgaben steht: quelques époques.

[2]) Im französischen Text: bien des milliers d'années.

wir kennen, so kann man sie doch nicht in Zweifel ziehen. Herodotus redete von etwas, wovon mehr als hunderttausend Zeugen waren. Dieser Umstand ist übrigens sehr merkwürdig, weil er beweiset, daß zu den Zeiten des Crösus in klein Asien mehr Pracht war, als man heut zu Tage kennt; und diese Pracht welche uns allein die Frucht einer langen Reihe von Jahrhunderten seyn kann, beweiset ein großes Alterthum, wovon uns keine Kenntniß übrig geblieben ist. Die wunderbaren Denkmäler welche Herodotus in Aegypten und Babylon gesehen hatte, sind gleichfalls unverwerfliche Sachen. Es ist nicht eben so mit den festgesetzten feyerlichen Begehungen zum Andenken einer Begebenheit, weil, da die Feste zwar wahr, die Begebenheiten aber falsch seyn können.

Die Griechen feyerten die pythischen Spiele zum Andenken der Schlange Python, die niemals Apollo getödtet hatte. Die Aegyptier feyerten die Aufnahme des Hercules unter die zwölf großen Götter, S. 334.
es ist aber gar nicht wahrscheinlich, daß dieser Hercules in Aegypten siebzehn Tausend Jahre vor der Regierung des Amasis solle gelebt haben, wie man in den Liedern, die man ihm zu Ehren sang, sagte.

Griechenland heiligte an dem Himmel neun Sterne für das Meerschwein[1]), welches den Arion auf seinem Rücken getragen, und die Römer feyerten die schöne Begebenheit im Monate Februar. Die Priester des Mars, die Salii, trugen den ersten März die heiligen Schilde feyerlich umher, welche vom Himmel gefallen waren, als Nume den Faunus und Picus gefesselt, und von ihnen das Geheimniß den Donner abzuwenden gelernt hatte. Kurz, es ist kein Volk, welches nicht die allerabgeschmacktesten Einbildungen durch feyerliche Begehungen geheiliget habe.

Was die Sitten der barbarischen Völker anbelangt, so werde ich alles, was mir ein weiser Augenzeuge davon närrisches, abergläubisches und abscheuliches sagt, von der menschlichen Natur zu glauben sehr geneigt seyn. Herodotus bekräftiget vor dem ganzen Griechenlande, daß in den unermeßlichen Ländern über der Donau die Menschen sich eine Ehre daraus machten, das Blut ihrer Feinde aus menschlichen Hirnschädeln zu trinken, und sich mit ihrer Haut zu bekleiden. Die Griechen, welche mit den Barbarn Handlung

---

[1]) Das ältere Wort für Delphin; das Thier, welches wir jetzt Meerschwein nennen, hieß früher Meerschweinchen.

trieben, würden ihn Lügen gestraft haben, wenn er die Sache übertrieben hätte. Es ist unwidersprechlich, daß mehr als drey Viertheile der Bewohner der Welt sehr lange Zeit als das wilde Vieh gelebet haben: sie sind so gebohren worden. Es sind Affen, welche die Erziehung tanzen lernt, und Bäre, welche sie an die
S. 335. Kette legt. Das, was der Czaar Peter noch in unsern Tagen in dem nördlichen Theile seines Reichs zu thun gefunden hat, beweiset mein Vorgeben, und macht das, was Herodotus erzählet hat, glaublich.

Nach dem Herodotus ist der Grund der Historie um ein großes gewisser. Die Thaten sind umständlicher beschrieben, aber so viel Umstände manchmal, so viel Lügen. In dem Chaos vom Kriege, in der entsetzlichen Menge von Schlachten, sind der Rückzug der zehn tausend Mann des Xenophon, die Schlacht des Scipio wider den Hannibal bei Same, welche Polybius beschrieben, und die pharsalische Schlacht, die der Sieger selbst erzählet, die einzigen, woraus sich der Leser erleuchten und unterrichten kann; bey allen den übrigen sehe ich, daß sich die Menschen einander umgebracht, und weiter nichts.

Eine[1]) Sache ist in der Historie, welche allen unglaublich vorkommen wird, die ein wenig gelebt haben; daß es nämlich Leute von unumschränkter Macht gegeben hat, welche die tugendhaftesten und weisesten unter allen Menschen gewesen sind. Wenn ein Bürger Böses thun soll, so darf er nur ein kleines Aemtgen haben, wo er es thun kann, und gleichwol kann man nicht zweifeln, daß nicht Titus, Trajan, Antonin, Marcus,[2]) Aurelius, Julius selbst (alle Irrthümer bey Seite) alles Gute gethan hätten, was man auf Erden thun kann.

Es ist ein Mann in Europa, welcher des Morgens um fünf Uhr aufsteht, um zu arbeiten, daß jederman ganzer vierhundert Meilen weit glücklich sey. Er ist König, Gesetzgeber, Minister und General: er hat fünf Schlachten gewonnen, und hat, im Schoße des Sieges, den Frieden geschenkt. Er hat sein Land reich und
S. 336. gesittet gemacht, er hat es erleuchtet. Er hat ausgeführet, was andre Monarchen kaum versucht haben; er hat in seinen Staaten

---

[1]) Hier beginnt der Abschnitt, der sich im französischen Text nicht findet. (Vgl. oben S. 19 und 23.)

[2]) Das Komma muß natürlich fortfallen.

der Kunst die Gesetze zu verewigen, Schranken gesetzt, und hat die Gerechtigkeit gezwungen gerecht zu seyn. Er giebt den geringsten von seinen Unterthanen die Erlaubniß ihm zu schreiben, und wenn der Brief eine Antwort verdient, so würdiget er ihn der Antwort. Seine Erzählungen[1]) sind die Beschäfftigungen eines Menschen von Genie: Ich glaube nicht, daß in ganz Europa ein besserer Metaphysicus ist, und wenn er zu den Zeiten und in dem Lande der Chapelles, der Bachaumonts[2]) und der Chauliaus[3]) wäre gebohren worden, so würden diese Herren so sehr nicht im Gange gewesen seyn. Als Philosoph und Monarch kennt er die Freundschaft. Kurz, er wird zeigen, daß es möglich sey, daß die Welt einen Marcus Aurelius gehabt habe. Was ich hier sage, ist keine gedruckte Lügen.

Ich glaube, daß man den Menschen einen sehr großen Dienst thut, wenn man ihnen oft das Andenken der kleinen Anzahl der vortrefflichen Könige, welche die Ehre der Natur gewesen sind, wiederhohlt. Es ist eine sehr löbliche Gewohnheit, alle Jahre eine Lobrede auf den Stifter in einer Gesellschaft zu halten, die er gestiftet hat. Die letzten Jahre eines August aber erheben, und die erstern verabscheuen, einen Marcus Aurelius, einen Titus, einen Heinrich den vierten, und diejenigen loben, welche ihnen gleichen, heißt die Sache des ganzen menschlichen Geschlechts führen.

Die großen Lobsprüche, die man mittelmäßigen Leuten bey ihren Lebzeiten gegeben hat, sind lächerliche Lügen. Die Verleumdungen, womit der Geist der Parteylichkeit so viel Monarchen, S. 337. Minister und öffentliche Männer beschimpft hat, sind abscheuliche Lügen. Ich glaube anderwärts bewiesen zu haben, daß der Vorwurf, den mehr als zweyhundert Schriftsteller dem Pabst Alexander dem VIten gemacht haben, als ob er zwölf Kardinäle habe mit Gifte vergeben wollen, eine unvernünftige Verleumdung sey, welche ein rasender Rebel, der diesen Pabst zu hassen Ursache hatte, ausgesprengt. Ich glaube den fast allgemeinen Argwohn widerlegt zu haben, als ob diejenigen Personen, welche den vierten Heinrich am meisten hätten lieben sollen, Theil an seinem Tode gehabt hätten. Dergleichen Verbrechen zu glauben müßten sie bewiesen seyn. Sie ohne Beweis zu glauben, ist selbst ein Verbrechen.

[1]) Offenbar Druckfehler für: Beschäftigungen.

[2]) Druckfehler für: Bachaumonts.

[3]) Druckfehler für: Chaulieus.

Wenn ich in der Historie lese, daß ein unumschränkter und friedfertiger Monarche eines gesitteten und gehorsamen Volks, solche schreckliche Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten begangen haben solle, worüber man sich entsetzt, so glaube ich nichts davon. Es ist nicht natürlich, daß ein König, dem man sich nicht widersetzt, übels thun sollte; eben so unnatürlich als es ist, daß ein Eigenthumsherr sein Eigenthum verbrennen, oder daß ein Vater sich seiner Kinder berauben solle.

Es gefällt fast allen Historienschreibern, jedem ersten Minister einen sehr tiefen Geist und ein sehr verderbtes Herz zu geben. Daß heißt sich artig betrügen; die meisten sind mittelmäßige Geister gewesen, so wohl in Ansehung des Genies, als der Tugenden und der Laster. Ein weiser Geschichtschreiber, als ein Thuanus, ein
S. 338. Rapin, Thoiras, ein Giannone, werden sich hierinne niemals vergehen. Die Historienschmierer aber halten sie alle für große Leute, so wie der vornehme und geringe Pöbel vor diesem alle Naturforscher für Hexenmeister hielt.[1])

In den Reisebeschreibungen besonders findet man die meisten gedruckten Briefe.[2]) Ich will des Paul Lucas nicht gedenken, welcher in Oberägypten den Dämon Asmodeus will gesehen haben. Ich will nur von denen reden, die uns betriegen, indem sie die Wahrheit sagen; welche bey einer Nation was außerordentliches gesehen haben, und es für eine Gewohnheit annehmen, welche einen Misbrauch beobachtet haben, und es für ein Gesetz ausgeben. Sie sind wie jener Deutsche, welcher, weil er mit seiner Wirthinn in Blois, die etwas allzublondes Haar hatte, einen kleinen Zank bekam, in sein Stammbuch schrieb: Nota bene, alles Frauenzimmer in Blois hat rothes Haar, und ist zänkisch.

Was das schlimmste ist, so ziehen die meisten, welche von der Regierung schreiben, aus solchen betrogenen Reisenden Beyspiele, um andre zu betriegen. Der türkische Kaiser hat sich etwa der Schätze eines Pachas bemächtiget, der in seinem Serail als ein Sklave war gebohren worden, und hat der Familie so viel davon gegeben, als er gewollt hat; das türkische Gesetz muß also wollen, daß der Großsultan von allen seinen Unterthanen erbt: er ist ein Monarche, er muß also despotisch seyn, und zwar in dem erschrecklichsten Verstande, welcher die Menschlichkeit am meisten erniedriget.

---

[1]) Hier schließt der oben (S. 54 Anm. [1])) erwähnte Abschnitt.

[2]) Druckfehler für: Lügen.

Diese türkische Regierung, nach welcher es dem Kaiser nicht erlaubt ist, sich lange Zeit von der Haupt-Stadt zu entfernen, die Gesetze zu verrücken, sich an der Münze zu vergreifen 2c., wird S. 339. als eine Regierung vorgestellt, in welcher das Haupt des Staats vom Morgen bis zum Abende tödten, und alles, was er will, gesetzmäßig beleidigen kann. Der Koran sagt, es sey erlaubt, vier Weiber zugleich zu nehmen; daher haben alle Handwerksleute und Arbeiter zu Constantinopel jeder vier Weiber, als wenn es so was leichtes wäre, sie zu haben und zu bewahren. Einige vornehme Personen haben Serails, man schließt also alle Muselmänner müßten Sardanapale seyn: und so urtheilt man von allen. Wenn ein Türke in eine gewisse Hauptstadt käme, und den Auto de Fe ansähe, so würde er sich sehr betriegen, wenn er sagte: es giebt ein gesittetes Land, wo man manchmal recht feyerlich etliche zwanzig Mannspersonen, Weiber oder kleine Kinder, zur Ergötzung der gnädigen Majestäten, verbrennt. In diesem Geschmacke sind die meisten Nachrichten gemacht: noch weit schlimmer aber ist es, wenn sie voller Wunder sind. Man hat sich gegen die Bücher mehr in acht zu nehmen als der Richter gegen die Advocaten.

Es giebt unter uns noch eine große Quelle öffentlicher Irrthümer. Eine, welche unsrer Nation eigenthümlich ist, ist der Geschmack an Gassenhauern. Man macht welche auf die ehrwürdigsten Leute, und alle Tage hört man so wohl Lebendige als Todte aus dem schönen Grunde verlästern: Es muß doch wohl wahr seyn, ein Gassenhauer bezeugt es.

Laßt uns unter der Zahl der Lügen den Geschmack an Allegorien nicht vergessen. Als man die Fragmente des Petrons gefunden hatte, zu welchen hernach Naudot ganz kühnlich die seinigen gefüget hatte, so hielten alle Gelehrte den Konsul Petronius für den Verfasser; sie sahen den Nero und seinen ganzen Hof in einer S. 340. Schaar wüster junger Schüler, welche die Helden dieses Werks sind. Man ward durch den Namen betrogen, und ist es noch. Der lüderliche und unbekannte Wüstling, welcher diese mehr schädliche als sinnreiche Satyre geschrieben, mußte der Konsul Titus Petronius gewesen seyn; Trimalcion, dieser abgeschmackte Alte, dieser Finanzmeister, der weit unter dem Turcaret ist, mußte der Kaiser Nero seyn; seine ekelmachende und erbärmliche Frau mußte die schöne Actea, der grobe Pedante Agamemnon mußte der Weltweise Seneca seyn: Das heißt den ganzen Hof Ludewigs des XIVten,

im Gusman d'Alfarache oder im Gilblas suchen und finden. Aber, wird man sagen, was gewinnt man damit, den Menschen solcher Kleinigkeiten wegen ihren Irrthum zu benehmen? Ich gewinne nichts damit, ohne Zweifel, allein man muß sich gewöhnen, die Wahrheit auch in den allerkleinesten Sachen zu suchen; sonst wird man in den großen ziemlich betrogen werden.

Zweiter Theil.

Nachträge zu Lessings litterarisch-kritischen Abhandlungen.

I.

Nachweis der Quellen.

1. Lessing als Verfasser einzelner Artikel der Berliner privilegirten Zeitung in den Jahren 1748—1750.

Die litterarischen Beiträge, welche Lessing während seines ersten und zweiten Berliner Aufenthalts für die Vossische Zeitung lieferte, sind von hoher Bedeutung für seine geistige Entwickelung. In den oft nur kurzen Recensionen über Schriften aus den mannigfachsten Gebieten der schönen wie der streng wissenschaftlichen Litteratur reifte er allmählich zu dem größten Meister der deutschen Prosa wie zu dem geistvollsten Kritiker aller Zeiten heran. Sie sind die Vorboten der Litteraturbriefe und zeigen uns schon vielfach den Kampfplatz, auf dem er seine Lorbeeren erringen sollte, die Gegner, die er zu überwinden hatte, die Waffen, mit denen er erfolgreich stritt.

Mit Recht haben daher die neueren Herausgeber der Werke Lessings uns diese fast vergessenen Schätze wieder zugänglich gemacht. Die Auswahl, die zuerst Karl Lachmann getroffen hatte, wurde von Danzel nicht für ausreichend befunden; er lieferte daher in seinem Leben Lessings mehrere

Nachträge. Zahlreicher sind die Recensionen aus der Vossischen Zeitung, welche W. von Maltzahn in seiner Gesammt-Ausgabe zum Abdruck brachte. In neuester Zeit hat sich Redlich das Verdienst erworben, die reichste Sammlung von schönwissenschaftlichen, theologischen, philosophischen und historischen Recensionen in dem 12., 17., 18. und 19. Band der Hempel-Ausgabe zu veröffentlichen.

Die genannten Forscher gehen sämmtlich von der Voraussetzung aus, daß die Mitarbeit Lessings an der Vossischen Zeitung mit dem 18. Februar 1751 beginnt. Noch keiner ist meines Wissens der Frage nahe getreten, ob Lessing nicht schon früher, d. h. in der Zeit, wo sein Freund Christlob Mylius die Zeitung herausgab, einige Beiträge geliefert hat.

Mylius kam am 6. November 1748 in Berlin an und übernahm sofort die Redaction der „Berlinischen privilegirten Zeitung", die damals noch in Octavformat (wöchentlich dreimal) erschien und im Besitz Joh. Andr. Rüdigers war. Während sie bis dahin nur ausnahmsweise kurze litterarische Mittheilungen gebracht hatte, ließ sie von jetzt ab regelmäßig den politischen Nachrichten besondere Artikel „Von gelehrten Sachen" folgen. Den ersten derartigen Aufsatz — und zwar astronomischen Inhalts — enthält die „Nr. 135" vom 9. November 1748; die übrigen Nummern (136—157) bringen fast sämmtlich Recensionen neu erschienener Schriften. Dasselbe gilt von dem Jahrgang 1749 mit seinen 156 „Stücken", der zuerst das Quartformat zeigt, und dem größten Theile des Jahrganges 1750. Doch fehlen in den Dezember-Stücken 1750 die gelehrten Artikel fast vollständig, jedenfalls weil sich Mylius (wie wir aus einem Briefe Lessings an seinen Vater wissen) mit dem Besitzer der Zeitung entzweit und die Redaction derselben niedergelegt hatte. Auch die ersten Stücke des Jahrgangs

1751 erschienen ohne litterarische Zugaben, bis dann nach dem Tode des alten Rüdiger sein Schwiegersohn Christian Friedrich Voß die Zeitung erwarb und Lessing am 18. Februar 1751 „das Amt der kritischen Berichterstattung antrat".

Der vielseitig gebildete Mylius verfaßte in der Zeit seiner Redactionsthätigkeit (vom 8. November 1748 bis etwa November 1750) ohne Zweifel viele Recensionen selbst. Daß er aber auch Mitarbeiter heranzog, ist an sich höchst wahrscheinlich und wird in einem Falle ausdrücklich bezeugt. Lessing nämlich machte seinem Vater die vertrauliche Mittheilung, daß die Recension über ein Programm des Freiberger Rectors Bidermann den Concertmeister Bach zum Verfasser habe.[1]) Die Vermuthung, Lessing selbst habe schon damals an dem gelehrten Artikel thätigen Antheil genommen, liegt nahe. Er hatte ja schon in Leipzig in litterarischer Verbindung mit Mylius gestanden und an dessen Zeitschriften, den „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths" und dem „Naturforscher", 1746—48 mitgearbeitet. Nachdem er Leipzig im Sommer 1748 verlassen hatte, studirte er noch einige Zeit in Wittenberg und ging dann wahrscheinlich auf Veranlassung seines Freundes Mylius[2]) mit diesem oder kurze Zeit nach ihm — jeden-

---

[1]) Vgl. Hempel-Ausgabe XX, 1. S. 26. Bidermanns Progamm de vita musica, in dem die Behauptung aufgestellt war, daß die Musik die Gemüther der Menschen verderbe, wurde im 117. Stück vom 30. Sept. 1749 scharf kritisirt. Die „Nachgedanken über sein Programm", in denen der Freiberger Rector seine Beschuldigungen zurücknahm, wurden im 71. Stück vom 13. Juni 1750 angezeigt. Uebrigens war Bidermann auch der Verfasser des Schuldramas über die Friedensschlüsse von Osnabrück und Aachen, das Mylius im 4. Hefte der „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" arg verspottete.

[2]) Mylius hielt sich auf seiner zweiten Reise nach Berlin, also vor dem 6. November 1748, in Wittenberg auf. Dies geht aus einer

falls vor dem 25. November 1748 — nach Berlin. Hier war er zunächst gänzlich auf Mylius angewiesen, der ihm damals wirklich treue Freundesdienste erwies. Durch ihn wurde er an Rüdiger, den Besitzer der von Mylius redigirten Zeitung, empfohlen, dessen große Bibliothek er zu ordnen hatte. Sollte nun Mylius, der die geschickte Feder seines Freundes wohl zu schätzen wußte, jetzt die Gelegenheit versäumt haben, ihn auch litterarisch zu beschäftigen und ihn an der Abfassung des gelehrten Artikels seiner Zeitung theilnehmen zu lassen?

Jeder Zweifel an der Mitarbeit Lessings schwindet bei der genauen Durchsicht der betreffenden Aufsätze. Wir begegnen manchen Ausdrücken und Wendungen, die Lessing entschieden eigenthümlich sind. Einige Beispiele mögen dies beweisen.

Im ersten seiner kritischen Briefe von 1753 (Hempel-Ausg. VIII, S. 167) bezeichnet er die oberflächliche Behandlung eines Gegenstandes mit dem Bilde: „Ueber alles läuft er weg wie der Hahn über die Kohlen" (d. h. wie der Hahn über heiße Kohlen läuft). Dieselbe Wendung nun, die er auch in der 2. Abhandlung über die Fabel (X, S. 56) gebraucht, findet sich schon in folgender Recension der 156. Nummer vom 28. Dezember 1748:

Frankfurt und Leipzig. Geschichte des dreyßigjährigen Krieges und des Westphälischen Friedens. Zum Behuf der gegenwertigen Staatsbegebenheiten. 1748. 4. 1 Alphab. Da das hundertjährige Andenken des Westphälischen Friedens dieses Jahr besonders merkwürdig und zu einem Jubeljahre macht, so hat der Herr Verfasser dieser Schrift

---

Recension der Voss. Z. (Stück 18 vom 11. Februar 1749) hervor. Bei der Besprechung eines botanischen Werkes Linnés sagt er, er habe in dem Naturaliencabinet der Wittenberger Universität eine merkwürdige „im verwichenen Sommer (d. h. 1748) erzeugte Weizenähre" beobachtet.

nicht unrecht gethan, daß er dasselbe durch eine kurze Wiederholung der Geschichte dieses Friedens und des 30jährigen Krieges erneuern, und vielen, die nicht genug davon unterrichtet sind, eine zusammenhangende Nachricht davon geben wollen.[1]) Er recommendiret den Herren Ausruffern der Neuigkeiten des Parnasses die Bescheidenheit, und wir nehmen diese gütige Recommendation mit einer tiefen Vorbeugung an. Er hat mit einem löblichen Fleisse die Geschichte des 30jährigen Krieges aus den besten Schriftstellern zusammen getragen, in eine gute Ordnung gebracht und ausführlich beschrieben. Da er aber auf die Geschichte des Westphälischen Friedens gekommen, muß es ihm an Zeit oder Pappier gefehlet haben; denn über diese ist er weggelaufen, wie der Hahn über die Kohlen. Er eilt gegen das Ende so sehr, daß er gar nicht im geringsten des Inhalts des Westphälischen Friedensinstruments gedenket, woraus er doch billig die Hauptpuncte in der Kürze hätte anführen sollen; zumal da er von vielen Nebenunterhandlungen so weitläuftige Auszüge giebt. Er hat auch nicht einmal den Ort des endlichen Friedensschlusses angezeigt; da er doch billig wenigstens hätte sagen sollen, daß er den $\frac{\text{22. Jul.}}{\text{2. Aug.}}$ zu Osnabrück von den Ministern des Kaysers, der Königin in Schweden, und der meisten evangelischen Stände vorläufig, und hernach den $\frac{14.}{25.}$ Oct. durch die Minister des Kaysers, des Königs in Frankreich, des Königs in Spanien, der Holländer und der meisten katholischen Stände, mit obigen zusammen zu Münster völlig erfolget ist. Es ist auch falsch, daß er sagt, der 14. Oct. alten Kalenders sey der 24. Oct. neuen Kalenders, da es doch, weil man nicht 10, sondern 11 Tage, fortzählen muß, der 25ste ist. Wir haben uns sehr gewundert, daß man sich dieses Jahr fast überall so verzählet, und an allen Orten, wo ein Jubelfest dieses Friedens wegen gefeyert worden, dieses den 24. Oct. gethan. In dem einzigen Osnabrück ist dieses Fest an dem rechten Tage, nämlich den 25. Oct. gefeyert worden. Man sollte nicht denken, daß ein so offenbarer chronologischer Irrthum so allgemein seyn könnte.

---

[1]) Lessing liebt diese Auslassung des Hilfsverbums; doch findet sich dieselbe allerdings, obgleich nicht so häufig, auch bei anderen Schriftstellern, z. B. bei Mylius.

Sonst müssen wir, doch mit aller Bescheidenheit, erinnern, daß in dieser Schrift oft über die Grenzen der historischen Schreibart geschritten worden. Ist bey Vossen für 8 Gr. zu haben.

Lessings Vorliebe für den bildlichen Ausdruck der Gedanken ist bekannt; er selbst war sich dieser Neigung wohl bewußt. Besonders interessant und geistvoll ist die Art, wie er „sich bei seinen Metaphern verweilt", wie er z. B. ein von einem andern gebrauchtes Bild fortsetzt, um einen neuen Gedanken und besonders ein witziges Urtheil anzuknüpfen. Wer denkt nicht sofort an Lessing, wenn es bei der Besprechung einer von Gottsched gedichteten und verbesserten Ode heißt: „Herr Gottsched sagt, er habe ihr einige Flecken abgewischt. Aber was hilft das Wischen, wenn man einen unreinen Schwamm dazu braucht?" Die Worte finden sich im 30. Stück vom 11. März 1749.

Leipzig. Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste. Des VIII. Bandes I. Stück. 1749. Es ist bekannt, daß der Herr Prof. Gottsched, nebst seiner gelehrten Gehülfin, Verfasser dieser Monatschrift ist. Da man es schon gewohnt ist, in seinen Schriften eine gewisse Abwechselung und Veränderung anzutreffen, von welcher selbst die beste Welt nicht ausgenommen ist: so wird man sich nicht wundern, wenn man selbige auch allhier findet. Außer einigen ausführlichen Recensionen kömmt in diesem Stück vor eine Nachricht von einem preussischen Alterthume, dessen Anblick und Grundriß auf dem Titel dieses Stücks zu sehen ist. Es ist dieses das uralte Schloß zu Marienburg im Pohlnischen Preussen, wovon besonders der große Saal beschrieben wird, worinnen ehedem die Glieder des Deutschen Ordens ihre Zusammenkunft gehalten haben. Ferner ist in diesem Stück eine Nachricht von einem neuen Deutschen Trauerspiele, Demetrius, welches, nach geschehener Verbesserung des geschickten Kayserl. Königlichen Komödianten, Herrn Weißkerns, auf der Wienerischen Deutschen Schaubühne vor kurzem mit allgemeinem Beyfalle aufgeführet worden. Es ist nunmehr bald ein Jahr, da man an diesem Orte die ersten guten Deutschen

Schauspiele mit Beyfall vorstellen sehen.[1]) Den Beschluß dieses Stücks macht eine Ode auf das Gedächtniß des Westphälischen Friedens. Herr Gottsched sagt, er habe ihr einige Flecken abgewischt. Aber was hilft das Wischen, wenn man einen unreinen Schwamm dazu braucht? Ist in den Vossischen Buchläden für 2 Gr. zu haben.

Auch das am Schluß der nachfolgenden Recension vorkommende Bild ist Lessings nicht unwürdig. (98. Stück vom 15. August 1750.)

Paris. Bey dem ältern Prault ist in diesem Jahre auf 1 1/2 Bogen in Oct. gedruckt: Epitre à un jeune Auteur, sur l'Abus des talents de l'Esprit. Dieses in ganz schönen Versen abgefaßte Schreiben enthält herbe Lehren für einen jungen Autor, der zumal ein Poet ist. Dieser mürrische poetische Cato verbietet ihm fast alle diejenigen Arten der Gedichte, wobey sich ein munterer Witz in einer besondern Stärke zeigen kann, und dahin rechnet er auch die Satiren. Aber wenn man so viele Nebenquellen verstopft, wird nicht manchem Dichter seine ganze Hippokrene aussenbleiben? Ist im Bourdeauxischen Buchladen zu haben.

In einem Artikel weist auch das Wort betauren (für bedauren) auf Lessing hin; denn dieser hielt im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen, namentlich auch zu seinem Freunde Mylius, an der älteren Aussprache und Schreibung (bald betauern bald betauren) fest.[2]) (56. Stück vom 9. Mai 1750.)

Frankfurt. Bey Joh. Friedr. Fleischern sind diese Messe herausgekommen: Poetische Erzählungen. Hoc jocosae conveniet lyrae. Horat. 5 1/2 Bogen. Sie sind den deutschen Gesellschafften in Göttingen und Jena, deren Mitglied der Herr Verfasser ist, zugeschrieben. Er gestehet in der Vorrede, und dem Verzeichnisse, daß er sie gröstentheils aus dem Französischen des Fontaine, Rousseau, du Vergier ꝛc. genommen habe, weil seiner Meynung

---

[1]) Vielleicht wohnte Lessing diesen Aufführungen in Wien selbst bei. Vgl. XX, 1. S. 9. Anmerkung. Danzel I, S. 114.

[2]) Vgl. oben S. 30 Anm. [1])

nach, die Franzosen in der Kunst zu erzählen alle andere Völker übertreffen. Doch sind auch einige von seinen[1]) eigenen Erfindung mit untermengt, und zum Schlusse einige Schäfergedichte zur Nachahmung der Fontenellischen hinzugefügt. Ueberhaupt müssen wir von dieser Arbeit sagen, daß sie wohlgerathen sey. Der Ausdruck ist leicht, das Sylbenmaas fliessend, und die Wendungen sind fein. Was die Erfindung in den eignen Stücken anbelangt, so scheinet sie uns etwas seichte zu seyn; z. E. in der 17. Erzehlung, welche ausserdem sehr sorgfältig ausgearbeitet ist. Wir wollen dem Leser eine Probe vorlegen; wobei wir nur betauren, daß die kürzeste Erzählung zum Unglück gleich die schlechteste ist.

Der Esel.

Hans kam jüngst zu Lisetten hin;
Hört! spricht er, Frau Gevatterin!
Mein Esel ist mir ausgeglitten;
Darf ich nicht heut um euren bitten?
Er ist aufs Feld! mich daurt sein Fall;
Versetzt sie drauf. Gleich schreyt im Stall
Ihr Esel und Hans hörts mit Lachen.
Ihr scherzt! taub könnt ihr mich nicht machen,
Ich hör ihn ja. Bedarf man mehr?
Sagt Hans. Beschimpft mich nicht so sehr,
Es scheint, als ob ich, ruft Lisette,
Nicht einst bey euch mehr Glauben hätte
Als dieses unvernünftge Thier.
Ich glaube Freund ihr scherzt mit mir!

Die letzten 5 Zeilen sind offenbar unerträglich. Der Einfall ist allzu gedehnt. Lisette hätte in zwey Zeilen viel natürlicher sagen können:

Was, Herr Gevatter? Glaubet ihr
Dem Esel mehr als mir?

Diese Bogen sind übrigens mit aller Pracht abgedruckt worden, welches die Herrn Käufer auch aus dem Preise zu schliessen belieben werden. In den Vossischen Buchhandlungen für 6 Gr. zu haben.

---

[1]) Druckf. für: seiner.

Der Verfasser dieser anonym erschienenen poetischen Erzählungen war der Westfale F. A. Consbruch. Er gab im folgenden Jahre seine „Versuche in westphälischen Gedichten" heraus, die von Lessing ebenfalls besprochen wurden (125. Stück vom 19. October 1751. Hempel-Ausg. XII, S. 466.) Lessing weist in dieser späteren Recension auf „die Poetischen Erzählungen, die vor einem Jahre herauskamen," zurück; das Urtheil über den dichterischen Werth klingt etwas schärfer, stimmt aber mit dem früher gefällten wesentlich überein: „Seine Arbeit ist nicht die schlechteste; man wird Stellen darinnen finden, die ein Genie verrathen, welches sich das Mechanische der Poesie eigen gemacht hat." Echt Lessingisch ist in der früheren Recension die Forderung der epigrammatischen Kürze und die Verbesserung des „allzugedehnten Einfalls".

Die mitgetheilten Recensionen sind keineswegs die einzigen, welche meiner Ansicht nach Lessing zuzuschreiben sind. Es kam mir zunächst darauf an, einige in die Augen springende Kennzeichen seines Stils nachzuweisen. Ist mir dies gelungen, so wird es nun Aufgabe der Lessingforscher sein, zu bestimmen, welche Artikel in den angegebenen Jahrgängen aus Lessings Feder stammen.

Die Vermuthung, daß Lessing im Jahre 1749 Beiträge zum Feuilleton der Rüdiger-Vossischen Zeitung geliefert hat, haben neuerlich auch W. von Maltzahn und R. Boxberger in der neuen Ausgabe der Danzel-Guhrauerschen Biographie (Band I, S. 189) ausgesprochen. Sie stützen sich zunächst auf eine Notiz des aus Berlin stammenden Amsterdamer Dichters Johann Christian Cuno, der in seinen Memoiren die Ansicht äußert, die Recension seiner poetischen Briefe im 127. Stück vom 23. Oct. 1749 sei von Lessing, „dem Pritschmeister auf dem Parnaß", ge-

schrieben.[1]) Nach einer sorgfältigen Durchsicht des betreffenden Jahrgangs haben sie sodann in den „Beilagen“ zur Lessing-Biographie (Band I, S. 494—514) diejenigen Recensionen mitgetheilt, die ihrer Ansicht nach von Lessing herrühren, weil sie „die ganze Eigenthümlichkeit seines Styles haben und mit seinen damaligen literarischen Beschäftigungen in genauer Beziehung und Verbindung stehen.“ Ueber einige derselben bin ich allerdings verschiedener Meinung; namentlich kann ich in der Besprechung des „Eremiten“ (S. 505 f. 108. Stück vom 9. September) ebenso wenig eine Selbstrecension Lessings erblicken wie in der der „alten Jungfer“ (S. 499 f.). Auch noch andere Artikel, z. B. die etwas lasciv gehaltene und dabei ziemlich witzlose Recension des Discours sur les grands Bouquets à la mode[2]), scheinen mehr auf Mylius hinzuweisen; ein weiteres Beispiel gebe ich unten in dem Aufsatz über Lessings Polemik gegen La Mettrie. Jedenfalls verdient die Sache eingehendere Prüfung, und dieser müssen dann auch die Recensionen aus den Jahren 1748 (vom November an) und 1750 unterzogen werden.

---

[1]) Es sei mir die Bemerkung gestattet, daß ich aus inneren Gründen zu derselben Vermuthung gekommen bin.

[2]) Danzel-Guhrauer, Lessing. 2. A. S. 512 f. (145. Stück vom 4. Dez. 1749.) Ebenso wenig Lessings würdig ist die Anzeige der Uebersetzung des Discours mit dem albernen Wortspiel de suibus (S. 514. 155. St. vom 27. Dec.). Die Frage über die Schönheit der Modesträußer wurde noch in weiteren Schriften behandelt, die im Jahrgang 1750 (14. Stück vom 31. Januar und 33. Stück vom 17. März) angezeigt sind; aber auch diese Recensionen rühren schwerlich von Lessing her.

2. Lessing als Mitarbeiter an den Critischen Nachrichten auf das Jahr 1751.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Theilnahme, welche Berlin an der Neugestaltung der deutschen National-Litteratur nahm, höchst gering. Bekannt sind die Klagen Gleims, der im Jahre 1740 in Preußens Hauptstadt keinen deutschen Dichter kannte, und seines Freundes Ewald von Kleist, der mehr als 10 Jahre später „in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack" fand. Die Berliner Journalistik jener Zeit zeigte wenig Interesse an den Versuchen, die deutsche Dichtung von dem Joche der gelehrten Nachahmung zu befreien. Die in französischer Sprache geschriebene Bibliothèque Germanique (seit 1746 Nouvelle Bibl. Germ.), deren Herausgeber seit 1750 Formey, der beständige Secretair der k. Akademie, war, berücksichtigte hauptsächlich die französische Litteratur; dagegen war die „Berlinische Bibliothek", welche 1747—1750 von dem Juristen Oelrichs herausgegeben wurde, rein gelehrter Natur und brachte nur selten die Besprechung eines deutschen Gedichtes vom Gottschedischen Standpunkte aus. Die kurzen Bücheranzeigen der Rüdigerschen (später Vossischen) und Haude-Spenerschen Zeitung waren fast die einzige Quelle, aus der die gebildete Bürgerschaft Berlins von den litterarischen Kämpfen und den dichterischen Productionen Deutschlands einige Kunde erhielt.

Erst durch Lessing ist Berlin einer der Mittelpunkte der deutschen Litteratur geworden. Aber noch bevor er auftrat oder wenigstens merkbaren Einfluß ausübte, versuchte der Schweizer Sulzer, der seit 1747 als Professor der

Mathematik an dem Joachimsthalschen Gymnasium wirkte, durch die Herausgabe einer kritischen Zeitschrift Sinn und Verständniß für deutsche Dichtung zu wecken. So erschienen denn seit dem 2. Januar 1750 im Haude-Spenerschen Verlage wöchentlich einmal seine „Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit". (53 Stücke in Quart.) Daß Sulzer der eigentliche Herausgeber war, bezeugen die vorhin genannten Formey (Nouv. Bibl. Germ. T. VI, p. 233) und Oelrichs (Berl. Bibl. IV, S. 120). [1]) Sein thätigster Mitarbeiter war Ramler, damals Maître, später Professor am Cadettenhause; er veröffentlichte im 6. Stück seine bekannte Ode auf einen Granatapfel und lieferte die meisten Recensionen sowie mehrere Abhandlungen über Metrik. Als Sulzer im Sommer 1750 nach der Schweiz reiste, überließ er ihm auch die Leitung des Blattes. Weitere Mitarbeiter waren der Jurist L. G. Langemack, welcher 1761 als Berliner Rathmann starb, und für kurze Zeit auch Johann Georg Sucro, Conrector am Cölnischen Gymnasium zu Berlin, der im Laufe des Jahres 1750 durch Gleims Vermittlung als zweiter Domprediger nach Halberstadt berufen wurde, sich aber schon vorher mit Sulzer veruneinigt hatte. [2])

Die Zeitschrift entsprach ihrem Titel nicht; denn die gelehrte Litteratur trat hinter der populär-philosophischen und der schönwissenschaftlichen zurück. Ja, die Verfasser der Zeitschrift erklärten, daß sie es als ihre Aufgabe betrachteten, in ihren Blättern „ein ganzes System von den

---

[1]) Vgl. auch Fabricius' Critische Bibliothek Bd. II. (Leipzig 1751) S. 562: „Der Verfasser ist der Herr Prof. Sulzer."

[2]) Vgl. Körte, Briefe der Schweizer. Zürich, 1804. Daß der „Berliner Conrector" Sucro gemeint ist, geht aus S. 117, 129, 133 klar hervor; die Zweifel Kobersteins (Gesch. der d. Nat.-Lit. 5. Aufl. Bd. 3. S. 73) sind unbegründet.

schönen Wissenschaften" zu geben (S. 272). Ohne gegen Gottsched zu polemisiren, vertraten sie in ihren Kritiken den Standpunkt Bodmers und Breitingers; Bodmers Heldengedicht Noah, Kleists Frühling, Hagedorns und Gleims Gedichte fanden überschwängliches Lob. Außerdem suchten sie theils in selbständigen Aufsätzen, theils in Auszügen aus den Werken Batteux's, Pouillys, Marmontels u. a. ihre ästhetischen Ansichten zu entwickeln. Indeß fanden die Leser, welche kurze Besprechungen neuer Werke aus den verschiedenen Gebieten des Wissens verlangten, an den langathmigen, sich oft durch mehrere Nummern hindurchschleppenden Abhandlungen keinen Gefallen. Beim Schluß des Jahres traten die Herausgeber daher von ihrem Werke zurück und überließen die Fortsetzung andern Männern. Dies waren, wie ich nachweisen werde, in erster Linie Lessings Freund Christlob Mylius und neben ihm Lessing selbst.

Mylius veröffenlichte in den „Critischen Nachrichten auf das Jahr 1751" eine Anzahl naturwissenschaftlicher Aufsätze, die er dann in seine „physikalischen Belustigungen" aufnahm, ferner mit Nennung seines Namens zwei an ihn gerichtete Briefe, sowie am Schluß des letzten (53.) Stückes eine Erklärung über einen seine wissenschaftliche Reise betreffenden Aufsatz, der gegen seinen Willen in einer andern Zeitschrift mitgetheilt war, und von dem er sagt: „Wenn er hätte sollen gedruckt werden, so hätte er allemal in diesen Blättern seinen Platz gefunden." Der thätige Journalist, welcher kurz zuvor die Redaction der Vossischen Zeitung niedergelegt hatte, war aber nicht bloß Mitarbeiter, sondern der eigentliche Herausgeber der Critischen Nachrichten. Dies bestätigt der ihm persönlich befreundete Leipziger (später Göttinger) Professor Kästner in der „Gedächtnißschrift auf Herrn Christlob Mylius" in den Critischen Nachrichten von

Dähnert, Bd. V, Greifswald 1754. Hier heißt es S. 171: „In Berlin hat er (Mylius) die physikalischen Belustigungen herausgegeben und die Aufsicht darüber bis an seine Abreise geführet, auch daselbst eine Zeit lang die Haude- und Spenerschen gelehrten Zeitungen besorget.“ Gleichlautend ist die Stelle in der „Lebensbeschreibung Hrn. Christlob Mylius“, die Kästner in dem 2. Theil der von Gottsched herausgegebenen „Sammlung einiger ausgesuchter Stücke der Gesellschaft der freien Künste in Leipzig“ (Leipzig 1755) veröffentlichte (S. 502).[1])

Einen weiteren Beweis gewährt ein Brief, welchen Danzel in seinem für die Litteraturgeschichte jener Periode so wichtigen Werke: „Gottsched und seine Zeit“ (Leipzig 1848) S. 264 veröffentlicht hat. Der oben genannte Oelrichs schrieb am 12. Februar 1751 von Berlin aus an Gottsched: „Von denen neuen kritischen Nachrichten ist Hr. Mylius, so allerley für die Erläuterung der Naturlehre und sonst auch die Rüdigersche Zeitung geschrieben, Verfasser. Ob sie werden besser werden, als die vorigen, was ich in beykommendem Stücke der B. B.[2]) S. 806 gewünscht (quod TIBI in aurem dico) und so gut als versprochen worden, wird die Zeit lehren.“ Oelrichs bezieht sich auf die in seiner „Berlinischen Bibliothek“ (4. Band, 6. Stück. S. 806) enthaltene „Nachricht von der Veränderung der kritischen Nachrichten“. Es heißt darin, „der erste Jahrgang, von welchem man sich anfangs viel versprach“, habe die Erwartungen nicht befriedigt; die Zeitschrift solle fortan „ihre vornehmste Absicht nicht auf Fabel- und Lieder-Bücher, auch nicht auf Hirten- und Schäfer-Gespräche u. dgl. haben“ und werde sich in Zukunft „nicht

[1]) Wieder abgedruckt in Kästners gesammelten Werken. Berlin 1841.

[2]) Danzel liest offenbar unrichtig: C. B.

aus einem Mißbrauch, sondern mit Recht eine gelehrte Zeitung nennen dürfen.“ Man sieht, mit welchem Stolz der gelehrte Polyhistor Oelrichs auf jene Dichtungen herabsieht, in denen wir jetzt die Anfänge unserer modernen Nationallitteratur erblicken.

Bei der persönlichen Beziehung, in der Lessing damals zu Mylius stand, liegt die Vermuthung nahe, daß auch er als Mitarbeiter an dieser Zeitschrift sich betheiligte. Dagegen scheint allerdings die Thatsache zu sprechen, daß er durch die „gelehrten Artikel“ der Vossischen Zeitung, die er seit dem 18. Februar schrieb, sowie durch das Beiblatt der Vossischen Zeitung: „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes“ hinreichend beschäftigt war. Außerdem übersetzte er, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, im Jahre 1751 auch noch die kleineren historischen Aufsätze Voltaires.

Indeß bei dem entschieden Lessingschen Gepräge, das eine Reihe von Artikeln in dem 2. Jahrgang der Crit. Nachr. an sich trägt, wurde in mir bei dem Durchlesen der Zeitschrift immer wieder die Vermuthung wach, daß mehrere Artikel aus Lessings Feder stammten. Die Vermuthung wurde zur Gewißheit, als ich auf eine Recension stieß, die Lessing in seine Schriften aufgenommen hat.

Der 8. Brief im 2. Theil der Schriften Lessings vom Jahre 1753 (Hempel-Ausg. VIII, S. 189 ff.) bespricht Walchs Geschichte der Catharina von Bora (Jena 1751). Er ist zwar W. 1752 unterzeichnet und scheint also auf Wittenberg hinzuweisen, wo sich Lessing zur Erlangung der Magisterwürde aufhielt und eifrig die Reformationsgeschichte studirte, ist aber im wesentlichen schon in Berlin entstanden und beruht auf der Recension des Walchschen Werkes, die sich im 10. Stück der Crit. Nachr. vom 5. März 1751 (S. 79 f.) befindet.

Halle.

Wahrhafte Geschichte der seligen Frau Catharina von Bora, D. Martin Luthers Ehegattin, wieder Eusebii Engelhards Morgenstern zu Wittenberg herausgegeben von **Christian Wilhelm Walch**, der Weltweisheit ausserordentlichem Professor auf der Universität zu Jena. Bey Joh. Just. Gebauern. 1751. In 8. 20 Bogen.

Dieses Werk muß allen denjenigen sehr angenehm seyn, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umstände von großen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein größers Licht werfen, als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther gehöret in der That unter die großen Männer, man mag ihn auch auf einer Seite betrachten, auf welcher man will, und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt, ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bey den größesten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Catharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzuviele und allzuschimpfliche Macht gehabt haben, wenn [1]) er das lüderlichste und gottloseste Weibsbild so zärtlich geliebet hätte, als er in der That seine Frau geliebet hat. Die Freunde seines Ruhms werden also den [2]) Herrn Professor Walch nicht geringen Dank wissen, daß er das Andenken dieser wackern Ehegattin auf die gründlichste Art gerettet. Viel größern Dank aber sollte ihm Eusebius Engelhard wissen, daß er ihn durch seine gelehrte Widerlegung aus der Finsterniß, worinne er als ein niederträchtiger Verläumder zu bleiben verdiente, einiger maßen hervorgezogen hat.

Statt eines Auszuges, welcher, wenn er auch noch so weitläuftig wäre, dennoch wegen der Menge der Merkwürdigkeiten, die dieses Werk enthält, sehr unvollständig seyn würde, wollen wir, mit Erlaubniß des Herrn Prof. über ein Paar Stellen eine kleine Anmerkung machen.

Die erste Stelle (auf der 18. S. der Vorrede) betrift das An-

---

[1]) Im Briefe: wann.

[2]) Druckfehler für: dem.

sehen des Varillas und Maimburg bey den Gliedern ihrer eigenen Kirche. Es ist wahr, beyde sind Leute, welche wenig Glauben verdienen: ob sie aber von den Franzosen dafür gehalten werden, daran zweiffeln wir. Wir wissen vielmehr, daß diese, wenn sie sie tadeln, nichts, als ihre kindische und närrische Schreibart, tadeln. Eine Stelle aus den Charaktern des Bruyere zeigt es deutlich; il faut, spricht er in dem Abschnitte von den Werken des Witzes, eviter le Style vain et puerile, de peur de ressembler à Dorilas et à Handburg. Aus dem Schlüssel weis man, daß er unter diesen versteckten Namen niemand anders, als den Varillas und Maimburg meyne. Es scheinet uns also, daß sich auch des Herrn Muratori Urtheil nicht weiter erstrecke.

Die andre Stelle betrift die Herrschsucht der Catharina von Bora. Wir wollen nicht sagen, daß der Herr Prof. sich hier in seiner Vertheidigung allzu eifrig bewiesen haben, weil man es gegen einen lieblosen Verdreher nicht leicht seyn kann; wir wollen bloß das Zeugniß eines Mannes anführen, welches weniger verdächtig seyn wird, als das Zeugniß seiner Feinde, wenn es anders so deutlich ist, als es uns scheinet. Dieses Zeugniß ist ein gewisses Epigramma des Henricus Stephanus, von welchem wir alle zeit geglaubt haben, daß es auf Luthern und seine Frau gehe. Hier ist es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat dominam Cornelius, illa
Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui Katharina mariti,
Nec vanum titulum quem gerit, esse docet:
Sed contra, ejus habent haec quantum verbera pondus,
Tantum verba sui pondus habere viri.

Hätte Stephanus nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, so wüßten wir nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht hätte, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften Lateinische Namen, und sonderlich die Namen des Martials braucht. Was uns aber am meisten in unserer Vermuthung bestärkt, ist der Schluß, oder der Haupteinfall des Epigramma. So viel Nachdruck, spricht er, als die Schläge der Frau hatten, so viel Nachdruck hatten die Worte des Mannes. Im Lateinischen spielt er mit den Worten verba und verbera. Wer Luthers durchdringende Beredsamkeit kennt, wird leicht sehen, daß

sich dieses auf niemanden besser, als auf ihn, deuten lasse. Wir glauben aber dennoch, wenn auch unsre Vermuthung wahr ist, daß Stephanus hier mehr, als an einem andern Orte, ein Poet sey, das ist, daß er die Herrschsucht der Catharine allzusehr übertrieben habe.

Eine Vergleichung mit dem oben angeführten Briefe zeigt, daß Lessing in diesem die Anfangssätze der Recension und die Bemerkung über dies lateinische Epigramm fast wörtlich wiederholt hat, während der übrige Inhalt verändert ist.

Daß die mitgetheilte Recension nicht der einzige Beitrag Lessings ist, daß dieser vielmehr zu den regelmäßigen Mitarbeitern gehörte, ist an sich höchst wahrscheinlich, wird aber außerdem durch eine Angabe bestätigt, die ich in dem gedruckten Kataloge einer Stettiner Privatbibliothek vom Jahre 1756[1]) gefunden habe. Hier werden die beiden Jahrgänge der „Critischen Nachrichten" mit folgendem Zusatz angeführt: Par MM. J. G. Sulzer, Chr. Mylius, J. G. Lehmann et G. E. Lessing. (S. 355.) Die Bemerkung rührt von dem Besitzer der Bibliothek selbst her, dem litterarisch thätigen Stettiner Hofprediger Jac. de Pérard, der zu vielen in dem Kataloge enthaltenen Schriften bibliographische Notizen hinzugefügt hat. Da Pérard, der vor Formey die Nouvelle Bibliothèque Germanique herausgegeben hatte, mit den litterarischen Kreisen Berlins in regem Verkehr stand[2]), so darf seine Angabe als zuverlässig betrachtet werden.

---

[1]) Catalogus partis bibliothecae etc. Sedini 1756 mit einer lateinischen Vorrede von J. C. C. Oelrichs. Auf S. 389 wird dieses Bücherverzeichniß als Catalogus P***** (Jac. à—), a Possessore digestus, adjectis ipsius notis litterariis, bezeichnet.

[2]) In den „Crit. Nachr." selbst (1751, S. 407 f.) wird Pérard als ein „um die schönen Wissenschaften verdienter Mann" sehr günstig beurtheilt und gegen einen Angriff der „Leipziger gelehrten Nachrichten" warm vertheidigt.

x warum nicht Ramler mit Sulzer erwähnt?

Wir dürfen somit als ausgemacht ansehen, daß der zweite Jahrgang der Critischen Nachrichten, der bisher von unseren Litterarhistorikern fast völlig unbeachtet geblieben ist, aus dem Kreise junger Litteraten hervorging, welchem der jugendliche Lessing angehörte. Auch der von Pérard noch genannte J. G. Lehmann, damals Bergrath in Berlin, stand zu Mylius und Lessing in freundschaftlicher Beziehung; Lessing erwähnt ihn einmal in einem Briefe an Kästner vom 25. August 1753. (XX, 1. S. 35.)

Die neuen Herausgeber suchten der Aufgabe einer gelehrten Zeitschrift besser zu genügen als ihre Vorgänger. Zwar wurden die schönwissenschaftlichen Werke nicht ausgeschlossen; aber hauptsächlich sollten doch streng wissenschaftliche Schriften in Betracht kommen. Der Schlußnummer des ersten Jahrganges (Anhang zu den Cr. N. vom Monat December 1750. S. 52.) ist eine Ankündigung beigegeben, in der das neue Programm dargelegt wurde.

Diese Art gelehrter Zeitungen ist bisher seit dem Anfange dieses Jahres, allhier in der Haude- und Spenerischen Buchhandlung, heraus gekommen. Ob man sich gleich alle Mühe gegeben, den Fortgang derselben möglichst zu befördern; so hat man doch noch nicht zu dem gewünschten Zweck gelangen können. Man wird also mit dem Anfange des künftigen 1751ten Jahres eine gantz neue Einrichtung damit machen, und sich möglichst nach dem Geschmack, wo nicht aller, doch der meisten Leser, bequemen. Der Leser wird demnach künftig eine grössere Anzahl gelehrter Nachrichten, sowohl von neuen Büchern, als auch von andern merkwürdigen Vorfällen im Reiche der Gelehrsamkeit, als bisher, darinnen, antreffen. Und da die künftigen Verfasser durch die Hrn. Verleger, welche deswegen keine Kosten scheuen werden, in den Stand gesetzet worden, aus allen Theilen der Welt, besonders aus allen Europäischen Ländern, gelehrte Nachrichten einzuziehen; so wird der Nutzen und das Vergnügen des Lesers durch die Neuigkeit und Mannigfaltigkeit der Begebenheiten im Reiche der Ge-

lehrten beständig unterhalten werden. Der Gottesgelehrte, der Rechtsgelehrte, der Artzt, der Philosoph, der Mathematikverständige, der Astronome, sollen künftig ihren Antheil an diesen Blättern haben, und die Liebhaber der Naturlehre, der schönen Wissenschaften, der Geschichte, der Sprachen, und alles dessen, was in dem Umfange der Gelehrsamkeit begriffen ist, werden darinn eine Nahrung ihrer Neugier finden. Man wird keinen Liebhaber eines einzelnen Theils der Gelehrsamkeit etliche Wochen oder Monate auf eine in seine Sphäre gehörige Nachricht warten lassen, sondern in jedem Stück eine solche Veränderung beobachten, daß fast jeder Leser etwas für sich darinnen finden wird. Mit Sachen von geringer Erheblichkeit wird man den Liebhabern die Zeit nicht verderben; auch vor übertriebenen Lobeserhebungen sollen sie sich so wenig zu fürchten haben, als für Anzüglichkeiten ob man gleich, sowol dem Verdienst durch ein gegründetes Lob, als auch den Stöhrern der Einsicht und des Geschmacks durch eine gewisse Art von Schertz allezeit wird Recht wiederfahren lassen. Da jetzo vornehmlich die Naturlehre und Haushaltungskunst überall, und das mit gröstem Recht, in besonderer Achtung stehen, so wird man der edlen Neugier, alles zu wissen, was hierinnen merkwürdiges vorfällt, entdeckt und erfunden wird, zu statten zu kommen jederzeit sorgfältig beflissen seyn. Ob man übrigens gleich diese Critischen Nachrichten als eine allgemeine Sammlung gelehrter Nachrichten anzusehen haben wird, so wird man sich doch, nach dem Beyspiel anderer berühmter gelehrter Zeitungen, bemühen, besonders die neue gelehrte Geschichte des Vaterlandes, und überhaupt aller Königlichen Preußischen Länder, zumahl, da die Wissenschaften und Künste, unter der beglückten Regierung unsers weisen Monarchen, darinne zu einer vorzüglichen Höhe gestiegen sind, in diesen Blättern mitzutheilen. Es werden also die Herrn Gelehrten auf den Königlichen Preußischen Universitäten, Schulen und an andern Orten ergebenst ersucht, dieses zum gemeinen Besten und zur Ehre des Vaterlandes abzielende Vorhaben gütigst befördern zu helfen und ihre aufgesetzten Nachrichten in der Haude- und Spenerische Buchhandlung, unter der Aufschrift: An die Verfasser der Critischen Nachrichten rc. einzusenden. Man wird ihre Bemühungen mit gröstem Dank erkennen, und nach Gelegenheit öffentlich rühmen. Eine gleiche Bitte ergehet auch an die Gelehrten in andern Ländern, welche merkwürdige gelehrte Nach-

richten aus ihren Gegenden durch ihre Vermittelung bekannt gemacht zu sehen wünschen. Gedachte Blätter werden künftig so, wie bisher, Bogenweise, alle Freytage allhier in der Haude- und Spenerischen Buchhandlung und in dem Königlichen Hof-Post-Amt ausgegeben werden, auswärts aber auf allen Postämtern zu haben seyn. Wenn es die Menge der Nachrichten erfordern wird, so wird auch zuweilen ein ausserordentliches Blatt hinzu kommen.[1]) Gleichwie endlich die Verfasser ihr gröstes Vergnügen in dem Beyfall ihrer Leser suchen, und sich darnach mit allen Kräften bestreben werden, so werden die Herrn Verleger gleichfalls nicht ermangeln lassen, was diesen Blättern eine neue äussere Zierde geben kann.

In wie weit dieses Programm von Lessing herrührt, läßt sich nicht bestimmen; daß er an der Abfassung desselben nicht ganz unbetheiligt war, ist wohl anzunehmen. Es herrscht in dem Aufsatze ein ähnlicher Ton des hoffnungsreichen, viel versprechenden Jugendmuthes wie in dem Vorwort der „Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", jener dramaturgischen Zeitschrift, die Lessing ein Jahr vorher mit Mylius herausgegeben hatte.

Seine Betheiligung an den Crit. Nachr. zeigt das Interesse, das er auch an der gelehrten Litteratur seiner Zeit nahm, und ergänzt das Bild, das wir von seiner vielseitigen geistigen Thätigkeit während des ersten Berliner Aufenthaltes haben. Danzel[2]) behauptet zwar, Lessing habe in Berlin nicht Zeit gehabt, „sich auf sogenannte ernstere Studien zu legen", und habe sich ihnen erst in Wittenberg gewidmet. Allein dies ist nicht richtig; schon in Berlin suchte er die dichterische und ästhetisch-kritische Production mit gelehrten Studien zu verbinden.

[1]) Dies ist nicht geschehen. Während der erste Jahrgang fast in jedem Monat noch einen „Anhang" lieferte, besteht der zweite nur aus den 53 „Stücken".

[2]) 2. Ausg. S. 211.

So fand er es denn anziehend, als Gelehrter an einer Zeitschrift mitzuarbeiten, die die neuesten Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit geben sollte, während er wenige Monate darauf als Belletrist „das Neueste aus dem Reiche des Witzes“ herausgab, dessen Titel offenbar mit Beziehung auf jene gelehrte Wochenschrift gewählt ist.

Die in den Critischen Nachrichten enthaltenen Aufsätze sind großentheils Bücheranzeigen, viele von ihnen etwas eingehender als die im litterarischen Feuilleton der Vossischen Zeitung. Die Artikel sind auch hier anonym, so daß bei der Bestimmung der Autorschaft dieselben Schwierigkeiten entstehen, wie ich sie oben angegeben habe. (S. 69 f.) Man wird namentlich wieder nicht selten ungewiß sein, ob ein Artikel Mylius oder Lessing zuzuschreiben ist. Leider besitzen wir noch immer nicht die schon von Danzel gewünschte Monographie über Lessings Jugendfreund und sind in Bezug auf diesen, wenigstens was seine schönwissenschaftlichen Arbeiten anbetrifft, lediglich auf die Charakteristik angewiesen, die Lessing in der Vorrede zu Mylius' Schriften gegeben hat.

Sehr zahlreich sind in dem 2. Jahrgang der Crit. Nachr. die naturwissenschaftlichen Artikel, die wohl sämmtlich von Mylius verfaßt sind. Bei fast allen übrigen Disciplinen ist es wenigstens möglich an Lessing zu denken, der gerade damals seine geistigen Fühlfäden nach den verschiedensten Richtungen hin ausstreckte. Selbst eine medicinische Schrift ist aller Wahrscheinlichkeit nach von ihm angezeigt worden. Im 31. Stück vom 30. Juli 1751 (S. 248) lesen wir:

Budißin.

D. Christiani Tobiae Ephraim Reinhardi, Medici Camentiani, Carmen de Leucorrhoea seu fluore albo benigno mu-

lierum. Anno aerae Christianae CIↃIↃCCL. Typis Christiani Scholtzii. In Quart. 2 Bogen.

Der gelehrte Hr. D. Reinhard in Camenz, welcher die schönen Wissenschaften, und besonders die Lateinische Dichtkunst, jederzeit seiner Hauptwissenschaft mit glüklichem Erfolg an die Seite gesetzet, hat dieses Gedicht vom weissen Fluß bey Gelegenheit der Gelangung des Hrn. Haugk zur Würde eines regierenden Bürgermeisters in der Kön. Pohln. Churfürstl. Sächs. Sechsstadt Camenz, aufgesetzt. Er trägt darinne diese Materie in einer fließenden Schreibart und guten Ordnung vor.

Der Recensent giebt darauf eine Uebersicht über den Inhalt und „eine Probe von des Hrn. Verfasser Art zu dichten.“ Dann fährt er fort:

Wir wollen noch den Schluß der Zueignungsschrift, welcher ein Lob der Vaterstadt des Hrn. Doctors in sich hält, mittheilen.

— — Sic Te moderante Camentia stabit
Cultior, adsuescetque bonis parere senatus
Legibus; aduescat missa ruditate, precamur.

Wir stimmen dem Wunsche des Dichters mit Mund und Herzen bey.

Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß Lessing diese Recension nicht aus Liebe zu seinem Beruf — er war ja damals noch immer studiosus medicinae —, sondern aus Anhänglichkeit an seine Vaterstadt geschrieben hat. Er dachte dabei offenbar an die Camenzer Leser und zunächst an seinen Vater, dem er die „Critischen Nachrichten“ zu schicken pflegte. [1])

In dem folgenden Abschnitte dieser Forschungen werde

[1]) Dies geht aus dem Briefe vom 8. Februar 1751 hervor; denn zweifellos meint Lessing die Crit. Nachr., wenn er an seinen Vater schreibt: „Die gelehrten Zeitungen, welche ich Petzolden mitgegeben habe, werden Sie ohne Zweifel bekommen haben. Hier folgen die übrigen Stücke, so viel als davon heraus sind.“ (Hempel-Ausg. XX, 1. S. 24.)

ich einige andere Artikel der Zeitschrift mittheilen, die als Arbeiten Lessings betrachtet werden dürfen. Doch stehen einer eingehenden und vorsichtigen Prüfung noch weitere Ergebnisse in Aussicht.

Ebenso wie „das Neueste aus dem Reiche des Witzes", hörten auch die „Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" mit dem Ende des Jahres 1751, als Lessing nach Wittenberg ging, zu erscheinen auf. Die Vorrede, welche dem vollendeten Jahrgange beigegeben wurde, bildet zu der oben (S. 79 ff.) mitgetheilten Ankündigung ein lesenswerthes Gegenstück, dem Lessing vielleicht ebenfalls nicht fremd war.

Vorrede.

Gute gelehrte Zeitungen zu schreiben, ist eine Arbeit, wozu wenig Gelehrte geschickt sind, und wozu noch wenigere die dazu nöthigen Mittel in ihrer Gewalt haben.

Die Absicht gelehrter Zeitungen ist, den Lesern einen kurzen Begriff von dem neusten Zustande der Gelehrsamkeit zu machen. Ein vernünftiger Leser solcher Blätter sucht also darinne die neusten Nachrichten von den Veränderungen, welche mit den vornehmsten Gelehrten vorfallen, als von ihren gegenwärtigen Beschäftigungen, von ihren Beförderungen und von ihrem Tode. Ferner sucht er darinne Nachrichten von den neusten Erfindungen und Entdeckungen in allen Theilen aller Wissenschaften und Künste, und von der Veränderung und dem Zuwachs einer jedweden, wohin denn alle auf hohen und niedern Schulen und bey allen gelehrten Gesellschaften vorgefallene merkwürdige Veränderungen, und besonders die Stiftungen derselben, gehören. Aber wie kann ein Gelehrter alle diese Neuigkeiten anders erfahren, als wenn er wenigstens nach allen Europäischen Ländern einen gelehrten Briefwechsel unterhält? Wer weis aber auch nicht, daß hierzu Königliche Kosten erfordert werden, oder daß man wenigstens hierzu auf die Art unterstützet werden muß, wie die Verfasser des Journal des Sçavans, welchen die Königlichen Gesandten und Residenten von allen Orten her, auf Königlichen Befehl, die neusten gelehrten Nachrichten monatlich einsenden müssen. Doch so viel Affen die Französischen Thorheiten in Deutschland finden, so wenig Nachahmer findet unter

uns der Französische Eifer für die Beförderung der Künste und Wissenschaften.

Es ist wahr, viele von den erwähnten Nachrichten trift man in den täglich heraus kommenden Büchern an: aber sie lassen darinnen auch noch gar eine große Lücke. Denn erstlich ist Lesern von Geschmack, und welche selbst keine Fremdlinge in der gelehrten Geschichte sind, mit hundertmal wiederholten Recensionen so vieler hundert gemeiner Schriftchen, welche in allen Buchläden vor jedermanns Augen liegen, nichts gedienet. Sie verlangen hauptsächlich Nachrichten von auswärtigen Schriften, welche selten oder gar nicht nach Deutschland kommen, und doch einem rechtschaffenen Gelehrten nicht unbekannt seyn dürfen. Diese Bücher nun alle anzuschaffen, das wäre ein Unternehmen von noch zehnmal größern Unkosten, als ein bloßer gelehrter Briefwechsel durch ganz Europa. Selbst die auswärtigen Monatschriften, in welchen die neusten Bücher recensiret werden, würden zu viele Kosten verursachen, wenn man sie alle, und ganz neu, haben wollte. Und wenn man sie auch hätte, so würde man doch darinne noch lange nicht alle die neusten merkwürdigsten Nachrichten finden, und viele darunter würden auch einem großen Theil der Leser der gelehrten Zeitungen, zu welchen man sich dieser Monatschriften bediente, aus eben denselben schon bekannt seyn.

In Ansehung der Geschicklichkeit gelehrter Zeitungsschreiber finden sich nicht weniger Schwierigkeiten, als in Ansehung ihrer Hülfsmittel. Wie viele sind im Stande, eine kluge Wahl unter einer großen Menge Nachrichten zu treffen? eine Wahl, mit welcher alle billige Leser zufrieden sind. Findet man nicht oft etliche Blätter einer gelehrten Zeitung hintereinander von einerley Materie angefüllt, woran oft die wenigsten Leser Theil nehmen, und welche oft auch von gar niemanden gelesen werden? Ein Verfasser gelehrter Zeitungen muß ja nicht seinen Geschmack mit dem Geschmack der gelehrten Welt vermengen. Wie schwer aber ist es nicht, sich in fremde Umstände zu setzen! und wie wenigen gelingt es nicht, dieses nach dem Wunsch derjenigen zu thun, in deren Umstände er sie[1]) sich setzen wollen! Sind der Verfasser einer gelehrten Zeitung viele, so machen oft kleine Uneinigkeiten übel ärger, und die Nachläßigkeit des einen oder des andern macht in ganzen Wissen-

---

[1]) Dies „sie" muß fortfallen.

schaften oft größere Lücken, als der Geschmack eines einzigen Verfassers. Endlich ist auch so wenig, wenig Deutschen Gelehrten die Gabe einer guten Schreibart verliehen. Was für eine Marter ist es aber nicht für Leser, welchen nicht alle Schreibarten gleichgültig sind, undeutsch, dunkel, verwirrt, nachläßig und trocken geschriebene gelehrte Zeitungen zu lesen.

Da das gelehrte Zeitungsschreiben mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, so ist es ja kein Wunder, daß wir so sehr wenig gute gelehrte Zeitungen haben. Vollkommen sind noch keine, und es werden es auch keine werden. Sie haben alle noch Fehler, obgleich zum Theil nothwendige Fehler, und diejenigen sind nur die besten, welche die wenigsten haben. Auch an unsern besten gelehrten Zeitungen wird man bemerken, daß die meisten Nachrichten in einer fast nur aus Italien, und in der andern fast nur aus England sind; daß in der einen die critischen und philologischen, in der andern die medicinischen und physikalischen Bücher den meisten Platz einnehmen, und daß in der einen die meisten Nachrichten, auch von dem allernächsten Orte, überaus spät kommen, und die Ausgaben sehr unvollständig angezeiget werden, welches doch eine Haupteigenschaft einer guten Recension ist.

Die Verfasser dieser critischen Nachrichten sind dem allgemeinen Schicksal der gelehrten Zeitungsschreiber ebenfalls unterworfen gewesen; und wenn sie bey Unternehmung dieser Arbeit auf ihre Kräfte und Hülfsmittel allzu stolz gewesen, so ist dieses die beste Demüthigung für sie, daß sie mit dem Schluß des 1751sten Jahres ihre Arbeit gänzlich aufgegeben haben, weil sie gesehen, daß sie, ungeachtet alles ihres Fleisses und aller aufgewandten Kosten der Verleger, doch nicht so was vollkommenes liefern gekonnt, als es viele Leser, und sie selbst, gewünschet.

II.

Litterarisch-kritische Aufsätze Lessings.

1. Lessings Polemik gegen La Mettrie.

Lessing entsagte der theologischen Laufbahn, für die er von seinem Vater bestimmt war, schon im Beginn seiner Studienzeit zu Leipzig; aber den religiösen Fragen, welche seine Zeit bewegten, brachte er fortwährend das lebhafteste Interesse entgegen. Vor allem bekümmerte er sich um die Streitigkeiten für und wider die Wahrheit der christlichen Religion; er hielt es für seine Pflicht, „mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum", und konnte, wie er später einmal sagte, lange Zeit nicht ruhen, bis er „jedes Produkt in diesem Fache habhaft werden und verschlingen konnte".

In Deutschland waren besonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Bücher, welche das pro und contra über die Religion besprachen, gleichsam Modeschriften geworden. Sehr viele von ihnen wurden in dem Feuilleton der Vossischen Zeitung gerade in den Jahren, wo es von Lessing herausgegeben wurde, angezeigt und beurtheilt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Recensionen fast ausnahmslos von Lessing herrühren, und mit vollem Rechte

sind daher die wichtigsten derselben in die Hempelsche Gesammtausgabe aufgenommen.

Von einem festen theologischen Standpunkte ist in diesen kleinen Aufsätzen nicht die Rede. Aber ein goldener Faden zieht sich durch alle hindurch: den Feinden der Religion gegenüber sucht Lessing das religiöse Bedürfniß des Gemüthes zu wahren und tritt so trotz aller Zweifel auf die Seite der Apologeten, der Vertheidiger der Religion. Je muthwilliger und triumphirender die Gegner das Christenthum zu Boden treten wollten, desto geneigter fühlte er sich, es wenigstens in seinem Herzen aufrecht zu erhalten.

Was damals sein Inneres bewegte, suchte er auch dichterisch zum Ausdruck zu bringen. Um dieselbe Zeit, wo er durch sein Lustspiel „die Juden" der Intoleranz entgegentrat, entstand auch „der Freigeist", in dem ein Religionsspötter vor einem frommen Geistlichen beschämt die Waffen streckt. Einen noch tieferen Einblick in sein Inneres gewähren uns zwei unvollendet gebliebene Lehrgedichte, die er im 1. Bande seiner Schriften vom Jahre 1753 unter den „Fragmenten" herausgab. Das eine, „die Religion" (Hempel-Ausgabe I, S. 177 ff.), erschien zuerst in der Novembernummer der monatlichen Beilage zur Vossischen Zeitung vom Jahre 1751. Nach einer begeisterten Anrufung der Religion bringt es die wichtigsten Einwürfe der Gegner und beweist, wie eifrig der Verfasser auch die — meist französischen — Schriften gegen die Religion studirt hat; die folgenden Gesänge, in denen die Einwürfe widerlegt werden sollten, sind nie veröffentlicht, wohl auch nie gedichtet worden. Noch klarer ist die Beziehung auf die damalige materialistische Litteratur Frankreichs in dem Fragment: „Aus einem Gedicht über die menschliche Glückseligkeit" (I, S. 163 ff.), das wahrscheinlich ebenfalls im Jahre 1751 entstanden ist. Hier vertritt Lessing auf das

wärmste die religiöse Weltanschauung und vertheidigt sie mit großer Entschiedenheit gegen ihre Feinde. Einen derselben führt er mit folgenden Worten ein:

Ein Geist, der auf dem Pfad, den man vor ihm gegangen,
Nicht weiter kommen kann, als tausend mitgelangen,
Verliert sich in der Meng, die kein Verdienst besitzt,
Als daß sie redlich glaubt und, was sie weiß, beschützt.
Dies ist es, was ihn quält. Er will, daß man ihn merke.
Zum Folgen allzu stolz, fehlt ihm der Führer Stärke.
Drum springt er plötzlich ab, sucht kühn, doch ohn' Verstand,
Ein neues Wahrheitsreich, ein unentdecktes Land.
Ihm folgt ein leichter Schwarm noch zehnmal kleinrer Geister.
Wie glücklich ist er nun; die Rotte nennt ihn Meister.
Er wagt sich in die Welt mit Witz und frecher Stirn.
Und was lehrt uns denn nun sein göttliches Gehirn?
Dank sei dem großen Geist, der Furcht und Wahn vertrieben!
Er spricht's, und Gott ist nicht zu fürchten, nicht zu lieben.

Wer ist dieser „Meister einer Rotte", welche die Religion zerstören will? Hat Lessing in den mitgetheilten Versen ganz im Allgemeinen einen religionslosen Freigeist charakterisiren wollen, oder hat er an eine bestimmte Persönlichkeit gedacht? Die Antwort ergiebt sich aus den Worten, die er im weiteren Verlaufe des Gedichtes dem Religionsspötter in den Mund legt:

„Die Freiheit ist ein Traum; die Seele wird ein Ton,
Und meint man nicht das Hirn, versteht man nichts davon.
Dem Gut und Bösen setzt ein blöder Weise Schranken,
Und ihr beglaubtes Nichts wohnt nun in den Gedanken.
Cartusch und er, der nie sein Leid und Neid vergaß,
Cartusch und Epictet verdient nicht Ruhm, nicht Haß.
Der stahl, weil's ihm gefiel, und weil er stehlen mußte:
Der lebte tugendhaft, weil er nichts bessers wußte;
Der ward wie der regiert, und seiner Thaten Herr
War, wie ein Uhrwerk nie, auch nie ein Sterblicher.
Wer thut, was ihm gefällt, thut das, was er thun sollte;
Nur unser Stolz erfand das leere Wort: ich wollte.

Und eben die, die uns stark oder schwach erschafft,
Sie, die Natur, schafft uns auch gut und lasterhaft." —

Der Mann, den Lessing diese Worte sprechen läßt, ist niemand anders als der bekannte französische Arzt La Mettrie, den freilich wenige unserer Leser aus seinen Schriften, viele aber aus dem herrlichen Bilde unseres Altmeisters Adolf Menzel als den lustigsten Genossen der „Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sanssouci" kennen. Die Verse enthalten deutliche Anspielungen auf gewisse Hauptsätze zweier Werke La Mettries: „L'homme machine" und „Anti-Sénèque". Ueber diese beiden Schriften und ihren Verfasser schrieb Lessing an seinen Vater (2. November 1750): „De La Mettrie, von dem ich Ihnen einigemal geschrieben habe, ist hier Leibmedicus des Königs. Seine Schrift L'homme machine hat viel Aufsehen gemacht. Ich habe eine Schrift von ihm gelesen, welche Anti-Sénèque ou le souverain bien[1]) heißet, und die nicht mehr als zwölfmal ist gedruckt worden. Sie mögen aber von der Abscheulichkeit derselben daraus urtheilen, daß der König selbst zehn Exemplare davon ins Feuer geworfen hat." (Hempel-Ausg. XX, 1. S. 23.)

Was nun Lessing nach der Lectüre der beiden im Briefe erwähnten Schriften als die eigentliche Quintessenz des La Mettrieschen Materialismus ansah, läßt er in den oben angeführten Versen den Feind der Religion aussprechen. Daß er sich dabei an Ausdrücke und Sätze anlehnt, die der Franzose selbst gebraucht hatte, mögen einige Citate beweisen.

Die Seele ist nach der Ansicht La Mettries nicht als une chimère, un vain terme dont on n'a point d'idée;

---

[1]) In der Gesammtausgabe der Schriften La Mettries lautet der Titel: Anti-Sénèque, ou Discours sur le bonheur.

ihr Sitz ist das Gehirn; ja, er sagt geradezu: l'âme n'est qu'une partie sensible du cerveau. „Dem Gut und Bösen setzt ein blöder Weise Schranken", heißt es bei Lessing, und La Mettrie behauptet: Le bien et le mal sont en soi fort indifférents; il n'y a point de vertu proprement dite, ce mot ne formant qu'un vain son. Von einer sittlichen Verantwortlichkeit kann keine Rede sein; als Beispiel wird von La Mettrie ebenfalls Cartouche angeführt: Comme philosophe, je vois que Cartouche était fait pour être Cartouche, comme Pyrrhus pour être Pyrrhus. Der Gegensatz zwischen dem berüchtigten Raubmörder Cartouche und dem kriegerischen Epirotenkönige Pyrrhus erschien Lessing nicht entschieden genug; er setzte daher an die Stelle des Pyrrhus den Stoiker Epiktet, dessen Wahlspruch: Ertrage und entsage (*ἀνέχου καὶ ἀπέχου*, sustine et abstine) mit Lessings: „Leid' und meid'" gemeint ist. Die Vergleichung des Menschen mit einem Uhrwerk findet sich öfters bei La Mettrie: l'homme n'est qu'une horloge dont le nouveau chyle (der Milch- oder Nahrungssaft) est l'horloger. Die Willensfreiheit endlich leugnet er in Sätzen wie: c'est en vain qu'on se récrie sur l'empire de la volonté; une détermination absolument nécessaire nous entraîne.

Das Urtheil, das Lessing über La Mettrie als den Vertreter einer solchen materialistischen Weltanschauung fällt, ist in den Versen enthalten:

> Wer glaubte, daß ein Geist, um kühn und neu zu denken,
> Sich selber schänden kann und seine Würde kränken?

Uebrigens finden sich sowohl in dem Fragmente „über die menschliche Glückseligkeit", als in dem vorhin erwähnten über „die Religion" noch andere Anspielungen auf La Mettrie; man kann geradezu behaupten, daß beide Gedichte

durch die Schriften La Mettries hervorgerufen sind. Lessing sagte sich in diesen poetischen Monologen, die in ihrer Bedeutung für die Entwickelung seines Geisteslebens noch nicht hinreichend gewürdigt sind, von der Philosophie, die auf den religionslosen Materialismus hinsteuerte, für immer los. Er that dies um so entschiedener, als er, der Freund des „Freigeistes“ Mylius, befürchten mußte, selbst für einen Gesinnungsgenossen der französischen Religionsspötter gehalten zu werden.

Schon in mehreren „gelehrten Artikeln“ der Vossischen Zeitung vom Jahre 1748 und 1749 waren Schriften La Mettries angezeigt und verurtheilt; allein diese Recensionen rühren meiner Ansicht nach nicht von Lessing her. Auch die von W. von Maltzahn in den Beilagen zur neuen Auflage der Danzel-Guhrauerschen Biographie (Band I. S. 494) mitgetheilte erscheint mir als Lessings unwürdig. La Mettries Epitre à mon esprit wird nämlich im 9. Stück vom 21. Januar 1749 als ein „mechanisches Schulerxercicium“ mit „schulknabenhaften Wortspielen“ verhöhnt, von dem „man urtheilen sollte, daß es ein entlaufener Trivialschüler müsse gemacht haben, welcher sich das Pfeifen noch nicht abgewöhnen kann“. Die Satire hat durchaus nichts von Lessings Feinheit, zeigt vielmehr jenen „massiven Witz“, den Mylius 1749 in seinem „Wahrsager“ anzubringen liebte, und den Lessing in der Vorrede zu Mylius' Schriften (Hempel-Ausg. XII, S. 383) so ungünstig kennzeichnete.

Erst in dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes“, der Monatsbeilage der Vossischen Zeitung vom Jahre 1751, begann Lessing seine Polemik gegen die materialistische Weltanschauung La Mettries. Diese erschien ihm nicht nur als höchst gefährlich für das religiöse und sittliche Leben, sondern er betrachtete sie auch als die Ursache einer verderblichen Richtung der schönwissenschaftlichen Litteratur,

namentlich Frankreichs. Mit den schärfsten Waffen der Kritik bekämpfte er jene auch in Deutschland und besonders in dem französirten Berlin vielgelesenen französischen Gedichte und Romane, „welche die Religion untergraben und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust in das Herz flößen". (VIII, S. 41.) Sie sind, meint Lessing, aus der „Schule des unsinnigen Demetrius", d. h. eben La Mettries [1]), hervorgegangen und „bringen seine Grundsätze des glücklichen Lebens in Ausübung".

La Mettrie lieferte selbst ein derartiges frivoles Machwerk, die Prosadichtung Art de jouir, welche 1751 erschien und im Junihefte des Neuesten von Lessing an den Pranger gestellt wurde. Auch die „Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit auf das Jahr 1751" beschäftigten sich mit der Schrift in zwei Artikeln, die vielleicht von Lessing herrühren. Zuerst wird sie im 27. Stück vom 2. Juli 1751 (S. 216) in einer Anzeige, die an den Schluß der Nummer „unter den Strich" gesetzt ist, ziemlich kurz und wegwerfend erwähnt.

Man sieht seit etlichen Tagen:
L'Art de joüir.
Et quibus ipsa modis tractetur blanda Voluptas. Lucr.
A Cythère. MDCCLI. In klein Octav, 8½ Bogen.

Es ist ein geiles Geschwätz von allerley Heldenthaten der Venusritter, und der darinnen angebrachte Witz ist so kahl, wie der, welchen man von dem Verfasser schon in seinen gelehrten Werken sur l'origine des animaux, l'homme plante, l'homme machine etc. gewohnt ist. Er mag sich seiner Schwäche auch wohl bewußt seyn; darum hat er, gleich im Anfange, die Hallerische Ode, Doris, als eine captationem benevolentiae, fast ganz hingesetzt, und für das Werk seines Witzes ausgegeben. Dergleichen Unverschämtheit ist nur bey einem Menschen nicht zu bewundern, welcher unverschämt

---

[1]) Unter dem Pseudonym Aletheius Demetrius hatte La Mettrie sein Ouvrage de Pénélope, ou Machiavel en Médecine (Satire gegen die französischen Aerzte) herausgegeben.

genug ist, sich in die Reihe der Verfasser der Ecole des filles, Academies des Dames, Therése Philosophe NB. zu stellen. Doch wer von der Kunst zu lieben schreibet, für den kann auch ein Pontus in der Welt seyn.

Ausführlicher ist das im 44. Stück vom 29. Oktober (S. 351 f.) enthaltene ironisch-witzige

Schreiben an die Verfasser der C. N.

M. H.

Ihre neuliche kurze und ganz unvollständige Recension der vortreflichen Art de joüir, giebt mir Gelegenheit, Ihnen dieses Schreiben zu übersenden. Sie können dadurch ersetzen, was Sie damals versäumet haben, und einen Artikel verlängern, welchen ich doch noch viel lieber lesen wollte als die von dem Dictionaire de Menage, von dem Buch Hiob, von dem Magnet, von dem Thesauro Jurisprudentiae Romanae etc. Denn wer lieset nicht lieber was lustiges als was ernsthaftes? Sie werden sich also den meisten Theil ihrer Leser verbindlich machen, wenn Sie diesen Brief, welcher so ein angenehmes Werkchen betrift, einrücken. Aber das bitte ich mir aus, daß sie ihn nicht auch unter den Strich setzen; sonst werde ich in meinem Leben nicht wieder an Sie schreiben.

Als Sie die gedachte Recension gemacht haben, haben sie gewiß nicht gewust, daß die Art de joüir nicht ein neues Buch, sondern eine neue Auflage der Ecole de la Volupté. Aeneidum genitrix, hominum divumque voluptas, etc. Lucret. de Nat. rer. l. 1. Dans l'Isle de Calypso, aux dépens des Nymphes, MDCCXLVII. ist. Halten Sie, wenn Sie so viel Gedult haben, die Ecole de la Volupté und die Art de joüir zusammen, so werden Sie sehen, daß ich recht habe. Daß der Titel und die Ordnung in dem ganzen Werke verändert ist, daß verschiedenes weggelassen und anderes dagegen hinzu gesetzet, und daß einige Stellen und Wendungen etwas verändert worden, das wird Sie, als ein so vielen neuen Ausgaben gemeinschaftliches Schicksal, nicht befremden. Die größte Veränderung hat der geistreiche Verfasser mit der Ordnung vorgenommen, und zwar so geschickt, daß er allen seinen Einfällen, Bildern, Erzählungen, Entzückungen 2c. andere Stellen angewiesen, ohne sich anderer Verbindungen zu bedienen. Und dieses ist freylich nur ein Vorzug solcher kleiner, niedlicher, witziger und freyer Werkchen, wo die Materien überall am rechten Orte stehen, eben so

wie die Stehaufchen, diese zum Zeitvertreib der Kinder erfundenen nützlichen Werkzeuge, man mag sie unten oder oben aufsetzen, allemal recht zu stehen kommen.

Anstatt, daß der Verfasser in der ersten Ausgabe den Voltaire, St. Foi, Crebillon, Moncrif, Bernard, Gresset, Bernis, Freron, den Catull, Anacreon, Tibull, Petron, Ovid, Chaulieu, Montesquieu ꝛc. als die witzigsten Lehrmeister der Wollust angeruffen hat, wendet er sich hier gleich zu dem Vergnügen selbst, da er anfängt: Plaisir, Maitre souverain etc. welches bis zu den Worten: Sentimens les plus doux, aus der Ecole de la Volupté von der 54. und 55. Seite herüber genommen und an diese Stelle versetzet worden. Ich sollte, Sie zu überzeugen, daß beyde Schriften einerley sind, und einerley Verfasser haben, alle gleichlautende Stellen nach der Länge anführen: aber daraus würde eine dritte Ausgabe entstehen, weil ich beyde Werke fast ganz abschreiben müßte. Ich will mich also begnügen, nur diejenigen Stellen anzuzeigen, von welchen mir sogleich beym Durchblättern der Art de joüir beyfällt, daß sie aus der Ecole de la Volupté meistens von Wort zu Wort, und selten mit geringen Veränderung, herüber genommen sind. Ich sage Ihnen aber zum voraus, daß mir noch verschiedene entwischen werden.

Diese Stellen sind auf der 3. 4. 5. 6. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. Seite, wo auch die Verse,

Vite, vite, qu'on les dessine,
Pour mon Cabinet de Paphos,

aus der Ecole la Vol. genommen sind. Ferner auf der 51. 52. 53. 55. 56. 57. 58. 59. 65. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 75. 77. 78. 81. 83. 84. 85. 90. 92. 93. 96. 98. 101. 103. 104. 105. 107. 108. 119. 129. 130. 132. 133. und 135. Seite. Diese angeführten Seiten sind meistens ganz, und selten nur einige Stelle darauf[1]), aus der Ecole de la Volupté. Ich habe hierbey eine Muthmaßung, welche in der gelehrten Geschichte ihren Nutzen haben kann. Ich glaube nemlich, daß die Art de joüir eine dritte, oder gar eine vierte Ausgabe von eben derselben Schrift ist, und daß in den mir noch unbekannten Ausgaben derselben alles das übrige steht, was ich nicht in der Ecole de la Vol. gefunden habe. Sie werden mir und der gelehrten Welt einen besondern Gefallen erzeigen, wenn sie hiervon was gewisses entdecken können.

---

[1]) Druckfehler für: Stellen daraus.

Wenn Sie, und andere kritische Ketzermacher vor ihrem Calibre, diese Entdeckung, welche ich gemacht habe, gemacht hätten, so weis ich wohl, was Sie gethan hätten. Sie hätten die Welt beredet, diese beyde Werke hätten zwey unterschiedene Verfasser, und die Art de joüir wäre in allen den angezeigten Stellen aus der Ec. de la Vol. ausgeschrieben. Aber der allzu großen Aehnlichkeit und fast Identität beyder Werke zu geschweigen, so würde gewiß der Verfasser der Art de joüir in der Zueignungsschrift der deutschen Uebersetzung derselben dieses gelehrte Verbrechen eben so willig gestanden haben, als er den unschuldigen Raub, welchen er an Hallers Doris begangen, mit lachendem Munde bekannt hat. Daß er es aber nicht angezeigt, daß dieses nur eine neue Ausgabe einer alten Schrift ist, dazu kann er ja seine Ursachen gehabt haben. Vielleicht hat er sich der ersten Ausgabe aus Bescheidenheit geschämt, und vielleicht hat er auch vor 4. Jahren wirklich noch nicht so viel Erfahrungen in der Kunst zu genießen gehabt. Deswegen hat er auch an statt der für einen rechtschaffenen Wollüstigen allzu philosophischen Bestimmung des Unterschieds zwischen dem Vergnügen und der Wollust, und zwischen der Wollust und der Geilheit, mehrere Erfahrungen angeführet. Doch ich bin nicht so kühn, in alle Geheimnisse der Schriftsteller einzudringen.

Haben Sie nun, M. H. etwas wider meine gelehrte Muthmaßung einzuwenden, so würdigen Sie Ihres Unterrichts Ihren

gehorsamsten Diener

S. S.

den 16. October
1751.

Es erscheint mir als wahrscheinlich, daß die Form des Sendschreibens nebst der Unterschrift fingirt ist. Der Aufsatz ist vielleicht von Lessing selbst geschrieben,[1]) der in jener Frühzeit seiner kritischen Thätigkeit häufig die Waffe der Ironie anwandte. In seinem ganzen Ton erinnert er an die wohl sicher von Lessing herrührenden Briefe, die in der

[1]) Viermal ist in Lessingscher Weise das Hilfsverbum ausgelassen, doch vgl. oben die Anmerkung [1]) S. 65.

von Mylius herausgegebenen Wochenschrift „der Naturforscher“ erschienen waren. (Hempel-Ausg. XII, S. 369 ff.)

Lessings scharfe Polemik richtete sich übrigens nicht nur gegen die unsittliche Richtung, die in den Schriften La Mettries herrschte, sondern nicht minder gegen die übermüthige Selbstüberhebung, mit der der witzige Franzose sich über deutsche Gelehrte geäußert und namentlich den berühmten Albrecht von Haller angegriffen hatte. Diese Angriffe erregten das nationale Ehrgefühl Lessings, der in jener Zeit der politischen Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands überzeugt war, „daß die Ehre des deutschen Namens am meisten auf der Ehre der deutschen Geister beruhte“. Haller galt ihm als einer der bedeutendsten Gelehrten und Dichter seiner Zeit; für ihn einzutreten erschien ihm als eine nationale Pflicht.

La Mettrie hatte seine 1748 anonym erschienene Schrift L'homme machine dem berühmten Göttinger Professor gewidmet und sich als dessen Schüler und Freund, sowie als Kenner und Bewunderer seiner Gedichte ausgegeben. Haller empfand die Zueignung einer Schrift, deren Inhalt seinen Anschauungen durchaus zuwider war, als ein ihm zugefügtes Unrecht und wies in einer öffentlichen Erklärung jede Verbindung mit dem Verfasser zurück. Von nun an suchte La Mettrie den deutschen Gelehrten auf jede Weise zu kränken. In seinem Art de jouir parodirte er Hallers Ode an Doris auf die empörendste Art, die von Lessing im Juniheft der monatlichen Beilage zur V. Z. (Hempel-Ausg. VIII, 76 ff.) geschildert und verurtheilt wird. „Ich weiß nicht, was der für eine Stirn haben muß, welcher sich fremde Gedanken auf eine so unerlaubte Art zueignet? Was für eine Beleidigung gegen einen tugendhaften Dichter, seine unschuldigen Empfindungen unter priapeische Aus-

rufungen vermengt zu sehen! Es ist das zweite Unrecht, welches dem Herrn von Haller durch Herrn de la Mettrie geschieht." (Das erste Unrecht war natürlich jene Widmung des Homme machine.)

In anderen Schriften[1]) verhöhnte La Mettrie den ernsten und frommen Haller als einen „Pedanten, den fünfzig Jahre von allen Vorurtheilen der Kinderjahre noch nicht hätten befreien können"; er nennt ihn „den höchst berühmten, höchst gelehrten, höchst pedantischen Professor"; die in seinen Schriften enthaltenen Citate seien fast nichts als „Plunder einer übel angebrachten Gelehrsamkeit". Auch der berühmte Leibarzt des Königs von Frankreich, Senac, den La Mettrie im Ouvrage de Pénélope als das Muster aller Aerzte preist, muß ähnliche Angriffe gegen Haller gerichtet haben.[2]) Lessing übernahm seine Vertheidigung in dem gelehrten Artikel der Vossischen Zeitung (115. Stück vom 25. September 1751) und zwar in der Anzeige einer neuen Ausgabe der Opuscula anatomica Hallers. Diese Recension ist bis jetzt noch nicht wieder abgedruckt, wahrscheinlich weil die Herausgeber der Werke Lessings geglaubt haben, die Besprechung eines anatomischen Werkes ihm nicht beilegen zu dürfen. Allein man wird sehen, daß der jugendliche Kritiker sich auf eine wissenschaftliche Beurtheilung der Schrift gar nicht einläßt, sondern nur die Gelegenheit benutzt, dem französischen Uebermuthe den Text zu lesen.

---

[1]) Im Ouvrage de Pénélope sowie im Discours préliminaire zu den Oeuvres philosophiques de Mr. de la Mettrie.

[2]) Der Hamburgische unparteiische Correspondent (No. 92 vom 9. Juni 1751) sagt, Senac werfe Haller namentlich vor, daß er so viele Schriftsteller angeführt habe. Haller antwortete darauf: Nolui cuiquam decedere laudem eius quod aut primus aut rectius vidisset.

Göttingen. Opuscula sua anatomica de respiratione, de monstris aliaque minora recensuit, emendavit, auxit aliaque inedita novasque icones addidit Albertus v. Haller, apud Jo. Wilh. Schmidt. 1751, in 8t. 1 Alph. nebst 10 Kupfertafeln. Die meisten von diesen kleinen anatomischen Schriften des Herrn von Hallers sind schon einzeln gedruckt worden; gleichwohl wird diese Sammlung die Anmuth der Neuigkeit nicht verlieren, da sie vermehrter und verbesserter darinne erscheinen. In der Vorrede vertheidigt sich der Herr Verfasser gegen den französischen Arzt Senac, und auf eine Art, welche ihm ebenso viel Ehre macht, als dem Franzosen sein leichtsinniger Angriff schimpflich ist. Es ist, als ob es diese Nation verschworen hätte, einem Deutschen Recht wiederfahren zu lassen. Ein alter Schriftsteller, der die Deutschen wenig kannte, sagt, die Deutschen wären Säuffer. Man hat durch alle Jahrhunderte diesen Vorwurf fleißig wiederhohlt, und noch wiederhohlt ihn der Franzose so oft er auf Unkosten der Deutschen witzig seyn will. Der artige Kopf in Paris hält die Begriffe ein Deutscher und sauffen für ebenso unzertrennlich als Wasser und naß seyn, und wenn er in einer Roman einen Landsmann von sich reisen läßt, so wird er ihn ebenso gewiß in Deutschland der Gefahr sich ungesund sauffen zu müssen, aussetzen, als er ihn in Italien der Gefahr hinterlistiger Weise erstochen zu werden aussetzt. In dem vorigen Jahrhunderte merkte ein Franzose an, daß die Deutschen in ihren Schriften aufrichtig genug wären, die Quellen woraus sie geschöpft anzuzeigen; es gefiel ihm, eine pedantische Begierde seine Belesenheit auszukramen daraus zu machen; und nunmehr war ein gelehrter Deutscher den Franzosen ein Geschöpf, das vollkommen weiß was andre gedacht haben, ohne selbst zu denken. Dieser Vorwurf dauert noch; niemals aber ist er wohl unglücklicher angebracht worden als bey den Schriften des Herrn v. Hallers. Senac und de la Mettrie haben ihn gemacht, weil sie ihm mit aller Gewalt einen machen wollten, und weil es der einzige mögliche war, wobey sie nach ihrer Art witzig seyn konnten. Auch aus diesen kleinen Werken wird man hinlänglich davon urtheilen können, wovon wir uns die Tittel anzuführen begnügen, 1) de musculis diaphragmatis. 2) De respiratione experimenta anatomica P. I. 3) Pars II. s. vindiciae. 4) Pars III. seu diarium experimentorum. 5) Quod corpora humana secuerit Hippocrates Programma. 6)

Anatome fetus bicipitis ad pectora connati. 7) Duorum monstrorum anatome. 8) De fele capite semiduplici Programma. 9) De fetu cranii experte. 10) Ad Lemeryi de monstris objectiones responsio. 11) Strena anatomica. 12) Oratio de amoenitatibus anatomicis. 13) De membrana pupillari. Den Beschluß macht ein Verzeichniß der sämmtlichen Werke des Herrn von Hallers. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 8 Gr.

La Mettrie ließ seinen Angriffen gegen Haller im Jahre 1751 noch eine gehässige, lügenhafte Schmähschrift, le petit homme à longue queue, folgen, durch die er den sittlichen Charakter seines Gegners in den Staub zu ziehen suchte. Er, der niemals in Göttingen gewesen war und Haller gar nicht persönlich kannte, berichtete von Orgien, an denen er mit Haller in Göttingen theilgenommen hätte. Der Artikel der „Critischen Nachrichten" (48. Stück vom 26. November 1751, S. 380), in welchem „die Lästerungen und niederträchtigen Ausdrücke gegen einen der berühmtesten Gelehrten dieser Zeit" mit sittlicher Entrüstung zurückgewiesen werden, rührt, wie es scheint, nicht von Lessing, sondern von Mylius her, da er mit einem kurzen, die Verleumdungen La Mettries zurückweisenden Briefe Hallers an Mylius schließt.

Bald nach dem Erscheinen der erwähnten Schmähschrift starb La Mettrie, der gewöhnlichen Annahme nach in Folge seiner Unmäßigkeit.[1]) Er hatte bei einer Mahlzeit des französischen Gesandten in Berlin zu viel von einer Trüffelpastete gegessen und war sofort heftig erkrankt.

---

[1]) In einer lateinischen Grabschrift, welche die „Cr. N." (S. 381.) bringen, wird als Ursache seines Todes angegeben, er habe seine „Kunst zu genießen zu sorglos oder zu sorgfältig angewendet". (Cum artem voluptatibus fruendi, quam paulo ante per lasciviam inventam ediderat, parum an (?) nimis caute adhibuisset.) Eine Hamburger Zeitung („Freie Urtheile und Nachrichten") legt diese Grabschrift Albr. von Haller bei.

Vergeblich waren die Heilmittel, die er selbst und andere Aerzte anwandten; umsonst versuchte ein katholischer Priester wenigstens seine Seele zu retten und ihn auf dem Sterbebette zu bekehren. Kaum 42 Jahre alt, starb La Mettrie am 11. November 1751, ohne bis zum letzten Athemzuge seine Ueberzeugungen aufzugeben.

Die Anzeige, welche die „Critischen Nachrichten" (im 47. Stück vom 19. November S. 372) von seinem Tode bringen, trägt unverkennbar das Gepräge des Lessingschen Stils. Sie lautet:

Wir haben unsern auswärtigen Lesern abermals eine Nachricht, welche den Hrn. de la Mettrie betrift, mitzutheilen. Ohne Zweifel vermuthen sie eine kleine witzige Thorheit, die er schon wieder begangen hat. Es ist so was; ja: wenn sie nur nicht auf seiner Seite etwas allzuernsthaft ausgefallen wäre. Er ist gestorben. Wir sind gewiß, die Welt wird sich mehr Gedanken über seinen Tod machen, als er sich selbst bey Annäherung desselben gemacht hat. Die Welt aber wird höchlich betrogen werden, wenn sie sich einbilden läßt, der Schleier sey endlich von seinen Augen gefallen, er habe wiederruffen, er habe alle die Schwachheiten begangen, die man so vielen Philosophen auf ihrem Sterbebette begangen zu haben, schimpflich nachrühmt. Seine

Animula vagula, blandula,
Hospes comesque corporis [1])

hat ihre Wohnung ganz anständig verlassen, und sie hat sich über nichts betrübt, als daß das Uhrwerk ihres Lebens ins Stecken [2]) gerathen, ehe es noch abgelauffen war. Man sieht wohl, daß wir hier halb nach seinem halb nach unserm Lehrbegriffe reden. So

---

[1]) „Unstetes, liebes Seelchen, Gast und Gefährtin des Leibes," die Anfangsverse des kleinen Gedichtes, mit dem der Kaiser Hadrian auf dem Sterbebette vom Leben Abschied genommen haben soll. (Aelii Spartiani vita Hadriani. Cap. 25.)

[2]) Wahrscheinlich Druckfehler für: Stocken; denn in dem Fragmente „die Religion" sagt Lessing von einem Sterbenden: „Wenn schnell das Uhrwerk stockt, das in ihm denkt und fühlet." (I, S. 180.)

viel aber können wir als der kleinste Mund, dessen sich die unpartheyische Nachwelt bedienet, sagen, daß nunmehr der Augenblick vorhanden sey, welcher sein Lob und seinen Tadel auf ihre gewissen Punkte festsetzet; daß man an ihm einen uhrsprünglichen Witz, eine ansehnliche Einsicht in diejenige Wissenschaft, durch die er sich gewiß bey dem Leben würde erhalten haben, wenn es nützlich wäre, daß die Aerzte unsterblich blieben, eine sich beneidenswürdige Fertigkeit[1], schön und neu auszudrücken, betauern werde, indem man alle seine böse Eigenschaften verabscheuet, die wir verschweigen, weil er nunmehr tod ist. Sein Tod erfolgte gestern vor acht Tagen. Vielleicht gelingt es uns, unsern Lesern ehestens einige besondere Umstände von seinem Leben mittheilen zu können.

Ein äußeres Kennzeichen für Lessings Autorschaft ist zunächst das in dem Aufsatz gebrauchte Wort „betauern“.[2] Sodann weisen einige Wendungen deutlich auf Lessing hin. Den Gedanken, daß der Tod eines Menschen dazu diene, „sein Lob und seinen Tadel auf ihre gewissen Punkte festzusetzen,“ drückt Lessing ganz ähnlich in den „Rettungen des Horaz“ aus: „Ungerecht wird die Nachwelt niemals sein. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekömmt; nach und nach aber bringt sie beides auf ihren rechten Punkt“. Auch die stolz bescheidene Art, in der sich der Kritiker als einen kleinen Theil der richtenden Nachwelt bezeichnet, findet sich in den „Rettungen des Horaz“ wieder: „Ich bin in Ansehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wenn es auch nur ein Trilliontheilchen wäre.“ (XIII, 1. S. 120.)

Höchst überraschend ist es, daß Lessing mehr als zwanzig Jahre später über den Tod seines Gegners Klotz ganz ähnlich berichtet wie hier in der Anzeige vom Tode

---

[1]) Druckfehler für: „eine beneidenswürdige Fertigkeit, sich“.

[2]) Vgl. oben S. 30 und 67.

La Mettries. Er schrieb am 9. Januar 1772 an seine spätere Frau: „Mir ist bange gewesen, daß sich auch Klotz mit in das Spiel mischen möchte; aber der Mann hat sich dasmal klüger erwiesen, als ich gedacht hätte, — er ist gestorben."

Die am Schluß der witzigen Todesanzeige in Aussicht gestellte Lebensbeschreibung La Mettries haben die Critischen Nachrichten, die mit dem Ende des Jahres 1751 eingingen, nicht gebracht. Der mitgetheilte Artikel enthält das letzte Urtheil Lessings über den ersten consequenten Vertreter des modernen Materialismus. So lange La Mettrie lebte, hatte Lessing die „bösen Eigenschaften" desselben öfters mit bitterem Tadel und scharfem Spott gegeißelt. Von dem Todten dagegen spricht er mit maßvoller Milde und Humanität; ohne die eigene Ueberzeugung zu verleugnen, erkennt er die glänzenden Eigenschaften an, die ihrem Träger die Gunst des großen Königs erworben hatten.

Ueber die seltsame Art, in der Maupertuis, der Präsident der Akademie, seinen Landsmann La Mettrie zu entschuldigen suchte, hat sich Lessing meines Wissens nicht geäußert. Er theilte wohl die Ansicht seines Freundes Kästner. Als er im Jahre 1755 dessen vermischte Schriften anzeigte, führte er „zu seinem eigenen Vergnügen" folgendes Epigramm Kästners an (Hempel-Ausg. XII, S. 611):

Charakter des Herrn de la Mettrie nach dem Entwurfe des Herrn von Maupertuis.

Ein gutes Herz, verwirrte Phantasie,
Das heißt auf deutsch: ein Narr war La Mettrie.

2. Auszug aus den Mémoires concernant Christine, Reine de Suède.

Auf das Interesse, welches Lessing während seines ersten Berliner Aufenthaltes dem Geschichtsstudium widmete, ist schon in der Abhandlung über seine Voltaire-Uebersetzung (S. 14 ff.) hingewiesen. Zu den ebenfalls dort erwähnten Recensionen, welche Lessing in dem gelehrten Artikel der Vossischen Zeitung veröffentlicht hat, gehört eine, die erst in der Hempel-Ausgabe wieder zum Abdruck gebracht worden ist (XIX, S. 11—13). Sie bespricht den ersten Theil der Biographie der Königin Christine von Schweden, den der Hessische Bibliothekar Arckenholtz [1]) 1751 in französischer Sprache herausgegeben hatte. Lessings Beurtheilung ist recht günstig und zeigt deutlich, daß er sich mit dem Werke eingehend beschäftigt hat.

Die Critischen Nachrichten bringen keine eigentliche Recension dieser Memoiren, sondern einen ausführlichen, sich durch mehrere Stücke (Stück 34—38) hindurchziehenden Auszug. Daß derselbe, wiewohl zum Theil etwas flüchtig gearbeitet, von Lessing herrührt, erscheint mir als wahrscheinlich. Ich schließe es zunächst daraus, daß die Angaben über die Gelehrten, mit denen Christine in Verkehr stand, über die Bibliotheken und über alles, was in das Fach der Gelehrtengeschichte schlägt, sorgfältig gesammelt und zum Theil wörtlich übersetzt ist. Der Stil entspricht den sonst bekannten Werken Lessings aus jener Zeit. Einmal findet sich der Ausdruck W e h r m a n n, den man geradezu als einen Lessingschen bezeichnen kann.

---

[1]) In der Hempel-Ausg. unrichtig: Archenholz.

Amsterdam.

Memoires concernant Christine, Reine de Suède, pour servir d'éclarcissement de son Règne, et principalement de sa Vie privée et aux événemens de l'Histoire de son tems Civile et Litéraire: suivis de deux Ouvrages de cette savante Princesse, qui n'ont jamais été imprimés. Le tout fondé sur ses Lettres, et recueilli des Historiens et des Monumens les plus autentiques, tant manuscrits qu'imprimés, accompagné de Remarques historiques, politiques, critiques et litéraires; avec des Medailles et un Appendix de Piéces justificatives ou instructives. Et pius est patriae facta referre labor. Ovid. Trist. Lib. II. v. 322. Chez Pierre Mortier 1751. Tom. I. In Quart, 3 Alph. 3 Bogen.

Die seltsame Aufführung, welche die Königin von Schweden, Christina, fast in ihrem ganzen Leben beobachtet hat, giebt unwidersprechliche Beweise an die Hand, wie veränderlich das menschliche Herz ist. Ihre Unterthanen liebten sie, so zu sagen, zärtlich, und beteten sie an und sie konnte sich rühmen, ihre Herzen zu besitzen. Sie war gelehrt, und sah daß selbst die größten Gelehrten sich eine Schuldigkeit daraus machten, ihr ihre Ehrerbiethung zu bezeigen. Mit einem Wort, Christine war eine Zeit lang die Bewunderung des menschlichen Geschlechts. Indessen ward doch ihr unruhiger und nach Neuigkeiten begieriger Geist bald der Vortheile überdrüssig, welche ihre Gemüthsgaben und ihre hohe Geburt ihr verschaffet hatten, und die meineidigen Eingebungen einiger Hofleute, welche sich ihrer Schwachheit bemächtigten, waren Ursache, daß sie ein wanderndes Privatleben dem Reiz der Königlichen Hoheit vorzog. 34. Stück vom 20. Aug. S. 267 bis 270.

Verschiedene Schriftsteller haben sich vorgenommen, die Lebensgeschichte dieser Königin auf die Nachwelt zu bringen: aber nach dem Urtheil des Verfassers gegenwärtiger Nachrichten sind ihre Schriften mehr Satiren, als unparteyische und getreue Erzählungen. Da sie gelehrt war, so mußte ein Geschichtschreiber, welcher ihr Leben beschreiben wollte, ausser den andern Eigenschaften, auch gelehrt seyn, und in Ansehung vornehmlich dieses letztern scheint es, daß man dem Herrn Arckenholtz, Hochfürstlich Heßischen Rath und Bibliothekar, das Recht, sich in diese Reihe zu stellen, nicht absprechen kann.

Nachdem Hr. Arckenholtz in seiner Vorrede diejenigen beurtheilet hat, welche mit ihm nach gleichem Ziel gerungen haben,

so giebt er ein Verzeichniß von den zu Christinens Geschichte gehörigen Schriften, und macht sich sonderlich über die Franzosen her. Könnte man ihn nicht einer allzu großen Parteylichkeit beschuldigen, weil er die Gelehrten Schriftsteller ausser seinem Vaterlande alle unrecht haben läßt? Man sieht hieraus, wie klug er gehandelt hat, daß er nicht den Namen eines Geschichtschreibers angenommen. Man könnte ihm auch vorwerfen, daß er zu sehr für seine Heldin eingenommen sey, weil er die geringsten Vorwürfe, die man ihr gemacht hat, widerlegt, und sich Mühe giebt, zu zeigen, daß andere Königinnen eben solche Fehler gehabt, wie Christina. War sie aber dadurch wohl mehr ausser Schuld? Wenn die Franzosen der Christina ihre Armuth und ihr schlechtes Gefolge vorwerfen, so setzt ihnen unser Verfasser das Exempel der Königin in Frankreich, der Mutter Ludwigs des XIII. entgegen; gleich als ob dieses die Christina reicher gemacht hätte.

Die Quellen, woraus der Verfasser gegenwärtiger Nachrichten geschöpfet hat, sind die selbsteigenhändigen Briefe der Christina, wie auch andere gleichfalls ächte Handschriften und öffentliche Acten. Den größten Theil derselben hat man in den Schwedischen Archiven gefunden[1]), wo man die Urkunden davon heilig aufhebt. Ein anderer Theil dieser Briefe ist dem Verfasser von Personen vom ersten Range in Schweden, welche er mit Dank nennet, mitgetheilet worden; und ein dritter Theil derselben ist aus gedruckten Büchern und Schriften genommen worden, z. E. aus der kleinen Sammlung, welche Hr. Colomies 1688 unter dem Titel: Lettres de Christine et d'autres, herausgegeben, und aus den Actis pacis Westphalicae des Hrn. Meyer. Hr. Arckenholtz merket von diesen letztern, deren nur achte sind, an, daß so ächt sie auch sind, sie dennoch in Schweden ganz unbekannt seyn, indem sie heimlich an ihren Vertrauten, Adler Salvius, Hofkanzler der Königin und zweytem Schwedischen Gesandten auf der Versammlung zu Osnabrück, geschrieben worden. Alle diese Briefe haben unsrem Verfasser zum Wegweiser gedienet. Er legt sie nach ihrer Zeitordnung vor, und erläutert die darinnen

[1]) Vgl. die Recension der V. Z. (Hempel-Ausg. XIX, S. 11 f.): „Der vornehmste Grund, worauf er seine Ausarbeitung gegründet hat, sind die eignen Briefe der Königin und andere Handschriften, welche sich größtentheils in den schwedischen Archiven befinden".

enthaltene Begebenheiten durch historische Betrachtungen und Anmerkungen, welche sich auf verschiedene andere öffentliche und geschriebene Acten, auf die besten Schriftsteller, welche zu gleicher Zeit gelebt haben, auf ausführliche Nachrichten, kleine Schriften und flüchtige Stücke, und auf Briefe gründen, welche, ob sie gleich meistentheils zu Christinens Zeiten geschrieben worden, doch nur erst lange hernach bekannt gemacht worden, und welche zum Theil ganz neu herausgekommen sind. Hr. Arckenholtz sagt, daß er sie aus mehr, als 800 gedruckten Werken, und aus eben so viel oder noch mehr geschriebenen Aufsätzen genommen, die Briefe der Christina mit darunter begriffen, welche entweder ganz eingerücket, oder als urkundliche Beweise angeführet worden, um dadurch die erzählten Begebenheiten zu beweisen. Er überredet sich, daß das allgemeine Verzeichniß sowohl dieser, als jener, welches er am Ende des Werks, worinne fast 5000 Citationen sind, beyfügen wird, dasjenige glaubwürdig machen werde, was er in der Vorrede behauptet.

Der Briefwechsel, welchen Christina fast mit allen Gelehrten in Europa unterhielt, hat unsrem Verfasser Gelgenheit gegeben, viele besondere auswärtige Gelehrte betreffende Umstände zu erzählen, in so fern sie eine Verbindung mit der Geschichte dieser Königin haben. Es schmerzet den Hrn. A. daß er nicht alles das Gute, was er wünscht, von ihnen sagen kann, und er urtheilet sogar, daß einige unter ihnen, wenn es auch wegen ihrer schlechten Sittenlehre wäre, der besondern Gunst, womit sie Christina beehrte, unwürdig gewesen. Sam. Bochart und Nicol. Heinsius sind so zu sagen die einzigen, für welche er sein Lob verschwendet.

Nachdem er von den auswärtigen Gelehrten geredet, hat er es der natürlichen Ordnung seiner Erzählung für gemäß gehalten, auch etwas von dem Zustande der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften in Schweden unter Christinens Regierung zu sagen. Er hat sich hier in besondere Umstände eingelassen und von den Schwedischen Gelehrten derselben Zeit geredet, wobey er diejenigen Schriftsteller und Handschriften angeführet hat, aus welchen man eine vollständigere Nachricht von ihren Schriften und Werken erlangen kann. Er sagt nicht, ob sie ihm mehr Gelegenheit, sie zu loben, als auswärtige Gelehrte, gegeben haben. Er gesteht indessen in seinem Werke den Meineid des Messenius,

und verschweigt auch nicht die Freyheiten, welche sich der berühmte Schwedische Dichter, George Stiernhielm, herausgenommen hat.

Der Verfasser entschuldiget sich hierauf wegen seiner vielen Citationen, und daß er in denselben verschiedene Anmerkungen wider gewisse Personen eingestreuet hat, welche in der vorhabenden Geschichte eine besondere Rolle gespielet, welche sie mit andern, nachdem es ihre Absichten erfordert, gemein gehabt haben. Er will auch diese Nachrichten eigentlich als Materialien angesehen haben, welche einmal dienen können, eine ausführliche Geschichte dieser berühmten Königin zu schreiben, und er bittet den Leser, ihn deswegen zu entschuldigen, daß er hin und wieder so weitläuftige Erklärungen und Ausschweifungen gemacht hat, und zu bedenken, daß dieses nicht eine nach der Ordnung verfaßte Historie ist, sondern daß er seine Erzählung nach der Reihe fortgesetzet, welche er nicht hätte unterbrechen können, ohne seinem Werk eine ganz andere Gestalt zu geben.

Unser Verfasser will nicht, daß man glauben soll, er habe sich vorgenommen, die Christina in allen Stücken zu rechtfertigen und offenbar ihre Vertheidigung wider alles das zu übernehmen, was man nachtheiliges von ihr ausgestreuet hat. Er gestehet frey, daß die Ehrfurcht, welche er gegen diese große Prinzeßin hat, gemacht hat, daß er gewünschet, in den Schriftstellern, welche er zu Rathe gezogen, Materie zu finden, womit er sie gegen alle Vorwürfe rechtfertigen könnte, welche die Feinde und Neider ihres Ruhms ihr gemacht haben: aber er hat es auch für seine Schuldigkeit gehalten, die Wahrheit in Fällen, wo die Meynungen unparteyischer Schriftsteller miteinander übereintreffen, nicht zu verstellen. Ungeachtet dieses aufrichtigen Geständnisses hat er doch das strenge Urthel der Christine zu beschönigen gesucht, welches sie wider den unglücklichen Monaldeschi aussprach und welches sogleich vollzogen ward. Der Verfasser hat diese Ausführung in den zweyten Theil verspartet, und wir sind begierig, die Beweise zu sehen, welche er zur Vertheidigung einer Handlung anführen wird, die, wie es scheint, nicht aus einer so philosophischen Seele, wie der Christina ihre Seele war, hätte hervorkommen sollen. Wenn man gegenwärtige Nachrichten lieset, so wird man anfangs finden, daß Christina bey verschiedenen Gelegenheiten viel Mäßigung bezeiget hat: aber that sie nicht hernach ihrer Neigung Gewalt?

Man sieht aus ihren Briefen, welchen [1]) sie an ihren Liebling, Adler Salvius, wider Oxenstierna, schrieb, daß sie eine rachgierige Seele gehabt hat; und sie ließ sich dieses noch mehr merken, als sie freywillig die Krone niederlegte, da sie von dem Grafen Magnus de la Gardie sagte, sie wolle sich nicht selbst rächen, sondern es durch ihren Nachfolger thun.

Unter den unanständigen Sachen, welche die Franzosen der Christina zur Last gelegt, sagt unser Verfasser daß dieses mit sey, daß sie die Galanterie geliebet. Er gesteht, daß sie den Schein davon nicht sehr vermieden, aber er glaubt, sie frey sprechen zu können, wenn er den Charakter der Urheber dieser Beschuldigung und das Zeugniß der Madem. von Montpensier und der Madame von Motteville überlegt, welche alle ihre Handlungen, während ihres zweymaligen Aufenthalts an dem Französischen Hofe, beobachtet haben, und das Gegentheil versichern. Der Verfasser untersucht hierauf, wie so viele der Christina nachtheilige Nachreden in die Welt ausgestreuet worden. Er merket an, daß ihre Religionsveränderung sie vielen Widerwärtigkeiten ausgesetzet, und daß, da sie Ausländer in ihre Dienste genommen, Neid und Uneinigkeit bald unter ihnen eingerissen. Imgleichen, wenn sie die Königin nicht alle gleich mit Geschenken überhäufet, so hat der Haß sie allerley Unwahrheiten sagen heissen, und sie haben sich durch satirische Schriften und andere ungeziemende Dinge rächen wollen, welche der Bosheit des menschlichen Herzens Genügen thun. „Es ist also nicht zu verwundern, sagt der Verfasser, daß sie auch bey verständigen und gelehrten Leuten Glauben gefunden haben, ob sie gleich besser gethan hätten, wenn sie Tenzels Urtheil gefolgt wären, daß man nämlich viel zum Nachtheil der Christina geschrieben habe, wovon man aber nicht den hunderten Theil glauben dürfe; oder daß man gedacht hätte, wie Bayle bei dergleichen Sachen dachte, welche er von der Christina hatte sagen hören, und wovon er nur deswegen redete, damit er, so viel ihm möglich sey, verhindern möge, daß diejenigen, welche auch davon reden hörten, es nicht glauben möchten, weil, sagt er, wenn ich es recht habe untersuchen wollen, ich nichts gefunden habe, was es hätte glaublich machen können." Aber dachte Bayle das wirklich, was er hier sagt? Sein Charakter, und das, was mit der Königin und

---

[1]) Druckfehler für: welche.

ihm vorgegangen, läßt befürchten, daß Hr. A. sich von dem Rotterdamischen Philosophen was hat weiß machen lassen.

Unser Verfasser bringt hierauf die Zeugnisse bey, welche verschiedene Gelehrte des vorigen Jahrhunderts von dem witzigen Geiste der Christina abgelegt haben, der so sehr aus ihren geistvollen Briefen hervorleuchtet. Er besorgt, daß, ungeachtet der Mühe, welche er sich gegeben hat, alle Briefe dieser Prinzeßin zu sammeln, doch seinem Nachsuchen eine beträchtliche Anzahl entwischt sey: aber er versichert, daß es nicht bey ihr gestanden, alle diejenigen auszuforschen, welche in seinem Vaterlande und in verschiedenen Ländern sind, wo er gereiset ist. Er giebt hierauf ein Verzeichniß derjenigen vornehmen und gelehrten Personen, welche sein Vorhaben unterstützet haben, und zeigt diejenigen Briefe an, deren er so viel er weis, noch nicht hat habhaft werden können. „Er hoffet diejenigen, welche andere Aufsätze von der Christina und andere zu ihrer Geschichte gehörige Schriften besitzen, aufzumuntern, ihm zu folgen und sie der Welt mitzutheilen oder sie dem Verleger seiner Nachrichten zukommen zu lassen, welcher nicht ermangeln wird, ihnen seine Dankbarkeit dafür zu bezeigen."

35. Stück vom 27. Aug. S. 274 bis 277.

Er sagt auch noch, „daß, da er überall alles aufgesucht, was das Privatleben der Christina erläutern kann, er so glücklich gewesen, ihre Maximen zu bekommen, wovon ihr Secretär, Galdenblad, ein gebohrner Schwede, i. J. 1992[1]) einige Abschriften, unter dem Titel: Ouvrage de loisir de la Reine Christine de Suède, bekannt gemacht hat. Ich habe um desto weniger angestanden, fährt der Verfasser fort, dieselben in diese Sammlung mit einzurücken, da die Königin für die Verfasserin davon ist erkannt worden, wie auch von einer kleinen Schrift, davon der Titel ist: Reflexions diverses sur la vie et les actions du Grand Alexandre. Beyde Stücke wird man für ihrer würdig erkennen, da sie viele erhabene Maximen und Gedanken enthalten, welche den besten Schriftstellern dieser Art ziemlich nahe kommen." Man weis auch, daß Christina die Italiänische Dichtkunst sehr geliebet, und daß man in dem Endymion des Alexander Guidi Verse von ihr findet. Damit das Werk selbst nicht allzu groß werde, so hat unser Verf. verschiedene Stücke, welche dienen, die politischen oder gelehrten Begebenheiten, von welchen er zu reden Gelegen-

---

[1]) Druckfehler für: 1692.

heit gehabt hat, zu erläutern, als einen Anhang, bis an das Ende versparet. „Einige von diesen Stücken sind in der That schon gedruckt: aber sie sind in einer Menge Bücher und Schriften zerstreuet, wo man sie nicht suchen würde, und die andern, welche eben so wichtig und aus guten Handschriften genommen sind, erscheinen hier zuerst." Der Verfasser hat auch zu Ende ein vollständiges Verzeichniß aller Briefe der Christina angehänget, welche ganz in dem Werke stehen. „Ich habe, sagt er, das Datum und die Namen der Personen, an welche sie geschrieben worden, den Ort, wo ich sie her genommen, und ihren Inhalt, beygesetzt. Ich habe auch ein Verzeichniß der Münzen hinzugesetzt, welche bey Lebzeiten der Königin geschlagen worden, so wie es mir Hr. Reinhold Berch, Vorsteher und Secretär des Schwedischen Antiquitätencollegii, ein in der Litteratur und den schönen Wissenschaften sehr geschickter Mann, mit einigen Schwedischen Anmerkungen gütigst zugesendet hat. Ich habe auch drey Register beigefügt. Das erste enthält die Namen derer Bücher, deren ich mich bedienet habe, nebst dem Jahr, da sie gedruckt worden. Das andere enthält ein allgemeines Verzeichniß der Pappiere und Handschriften, welche mit in diese Nachrichten eingedruckt, oder darinnen angeführet worden. Das dritte ist über die Materien und Namen der Personen, deren in diesem Werk Meldung geschehen."

Dieses ist überhaupt der Inhalt und der Plan dieser Nachrichten, wie ihn der Verfasser selbst in seiner Vorrede angiebt. Nun wollen wir auch einen besondern Auszug aus dem Werk selbst mittheilen, woraus erhellen wird, daß die Welt sich in der guten Meynung nicht geirret, welche sie von diesem Werk bei den Entwürfen, welche man davon gemacht, gehabt hat.

Diese Nachrichten fangen sich mit der Geburt der Christina an. Hr. A. erzählet bey dieser Gelegenheit, in was für Umständen sich damals Schweden befunden. Der König Gustav Adolph, Vater der Christina, führte Krieg in Deutschland, wo er bey Lützen ohnweit Leipzig blieb. Unser Verfasser untersucht die unterschiedenen Umstände, welche verschiedene Schriftsteller von dem Tode des großen Gustav erzählet haben und bringt einen Brief vor, welchen dieser König 2 Jahre vor seinem Tode an den Grafen Axel Oxenstierna geschrieben. In diesem Briefe sind edle und erhabene Maximen enthalten, welche eines in der That frommen Königs würdig sind. Hat etwan diesen großen Prinzen das geahnet, was

ihm begegnen sollte, oder fieng er vielleicht an, die Gefahr besser einzusehen? Bey Gelegenheit der Taufe der Christina widerlegt der Verfasser den Carini, welcher vorgegeben, der Hofprediger habe, als er sie getauft, ohne daran zu denken, ein Kreuz mit geweihtem Wasser über sie gemacht.

Nach dem Tode Gustav Adolphs ward Christina, welche erst 6 Jahr alt war, als Königin von Schweden ausgeruffen. Der Verfasser erzählet eine lustige Begebenheit, welche bey dieser Ausruffung vorgefallen. „Als der Reichsmarschall es den Ständen vortrug, so unterbrach ihn einer von den abgeordneten des Bauerstandes, Namens Lorenz, oder Larsson, und fragte ihn: Wer ist denn diese Tochter Gustavs? Wir kennen sie nicht, und haben sie niemals gesehen. Als hierauf der ganze Bauernstand anfieng zu murren, antwortete der Landmarschall: Ich will sie euch zeigen, wenn ihr sie sehen wollt. Er ging auch sogleich, holte die Christina, brachte sie in die Versammlung der Stände, und zeigte sie den Bauern, und besonders dem erwähnten Larsson. Nachdem sie dieser in der Nähe genau betrachtet hatte, schrie er: Ja, ja, sie ists. Das ist König Gustavs Nase, das sind seine Augen, und das ist seine Stirne. Sie soll unsere Königin seyn. Alsbald rufften sie die Stände einstimmig zur Königin aus und setzten sie auf den Thron."

„Die Vormundschaft der jungen Königin ward folgenden fünf Reichsräthen, welche in den hohen Reichsbedienungen stunden, anvertrauet, nämlich dem Oberrichter und Drost, welcher damals der Baron Gabriel Oxenstierna Gustafsson war; dem Großmarschall, Grafen Jacob de la Gardie; dem Großadmiral, Gyldenhielm; dem Reichskanzler, Baron Axel Oxenstierna, und dem Krongroßschatzmeister, Baron Gabriel Oxenstierna, welche alle zugleich Vorsitzer der hohen Collegien, nämlich des Justiz-, Kriegs-, Seekanzley- und Finanzcollegii, waren." Der Verfasser zeigt hierauf an, warum Christina nicht der Aufsicht der Königin Mutter anvertrauet ward. Der Lehrmeister, den man ihr gab, war Johann Matthiä, der Gottesgelahrtheit Doctor und vormaliger Rector und Professor des Königl. Gymnasii, welches damals zu Stockholm war. Gustav Adolph hatte ihn schon 1630 zum Lehrmeister seiner Tochter ernennet. „Er trat dieses sein Amt 1933[1]) an, da er zu-

[1]) Druckfehler für: 1633.

gleich erster Beichtvater des Hofes war, und er war so glücklich mit seiner Schülerin, daß sie, da sie 18 Jahr alt war, den Thucydides und Polybius in ihrer eigenen Sprache las, und im Stande war, daraus zu sprechen, und ihr Urtheil von dem Inhalte anderer sowohl Griechischer, als Lateinischer Schriftsteller, zu sagen." Die Reichsstände setzten alsdenn die Instructionen zur Auferziehung der jungen Königin auf. Man lehrte sie zugleich Schwedische, und Deutsche und auch zeitig Lateinische Briefe schreiben. Der Verfasser theilt 15 davon nacheinander nebst der Französischen Uebersetzung mit. Er hat sie alle von den Urkunden, welche man in dem Schwedischen Archiv aufhebt, abgeschrieben. In einem von diesen Briefen meldet Christina ihrem Vetter Neuigkeiten von Brisach, welche sie bekommen hatte, wobey Hr. A. Gelegenheit nimmt, des schlechten Zustandes zu erwähnen, in welchem sich damals die Schwedischen Angelegenheiten in Deutschland befanden, und der Rolle, welche damals der Herzog von Weimar spielte. Die Schwedische Armee war zu derselben Zeit in einen erbärmlichen Zustand versetzt. Der Feldmarschall Banner war gestorben, und die Officiere wurden aufrührisch. Die Königin erkannte den Verlust, welchen sie in der Person dieses Generals erlitten hatte, wie sie solches in einem ihrer Briefe zu verstehen giebt. Sie meldete auch ihrem Vetter, daß der König von Dännemark ein Schiff abschicken und die Königin Mutter aus Schweden holen lassen würde, welches auch kurz darauf der Ausgang bestätigte, denn sie entwich den 29. Juli 1640. Schweden hielt sich durch diese Art von Entführung beschimpfet, und erklärte sich gegen Dännemark, daß es dieses betrachte „als einen dem Gedächtnisse Gustavs des Großen angethanen Schimpf, und als eine Handlung, welche der Ehrerbiethung zuwider sey, welche man der Königin, seiner Tochter, dem hohen Reichsrath und dem ganzen Brandenburgischen Hause schuldig wäre." Beyde Kronen kündigten einander den Krieg an: weil aber Schweden schon in einen andern Krieg in Deutschland verwickelt war, so fing man im folgenden Jahre Friedensunterhandlungen an. „Der Kanzler Oxenstierna begab sich in Person auf dem Congreß zu Broemsebro, an den Smaländischen Grenzen, zwischen Schweden und Dännemark."

Damit Christina ihre vollkommene Zufriedenheit über die großen Dienste, welche ihr der Kanzler Oxenstierna bey Gelegenheit dieses Friedens geleistet hatte, zeigen möchte, „so beehrte sie

ihn mit der Würde eines Grafen, und schenkte ihm ein ansehnliches Stück Land, welches sie zu einer Grafschaft erhob. Sie solennisirte diese Erklärungsacte durch eine schöne Rede, welche sie in Schwedischer Sprache in vollem Senat, den 27. Novemb. 1645 hielt, auf welche der Kanzler eine sehr demüthige und beredte Antwortsrede hielt, worinnen er ihr zu erkennen gab, wie hoch er die Gnade schätzte, welche sie ihm itzo erzeiget hätte." In eben diesem Jahre kam der berühmte Grotius von seiner Gesandtschaft aus Frankreich zurück, und starb kurz darauf auf der Reise, als er in sein Vaterland zurück reisete. Herr A. hat es nicht für undienlich gehalten, in seine Nachrichten einige Umstände von der Geschichte dieses großen Mannes einzuschalten, welche sich auf die Geschichte der Christina, oder des Kanzlers Oxenstierna beziehen. Er theilt einige Auszüge von Briefen des Grotius mit, welche er aus der Bibliothek des Oxenstierna genommen, und woraus man sieht, wie sich der Cardinal von Richelieu in Ansehung seiner aufgeführet hat. Der Schutz, welchen dieser Kanzler dem Grotius angedeihen ließ, macht ihm Ehre, und zeigt, daß er das Verdienst dieses großen Mannes gekannt und geschätzet habe. Da aber sein Credit bei der Christina fiel, sobald sie selbst zu regieren angefangen hatte, „so ließ er es geschehen, daß man dem Grotius den Rappel bewilligte, um welchen er selbst gebethen hatte, und daß man an seine Stelle einem gebohrnen Schottländer, Namens Duncan, als Residenten dahin schickte, welcher unter dem Namen Cerisantes es an dem Hofe in Stockholm mit vieler Geschicklichkeit dahin gebracht hatte, daß Grotius zurück gerufen ward. Cerisantes, welcher für das Theater geschickter war, als zu Staatsangelegenheiten, verließ seinen Posten, und reisete ohne Vorwissen seiner Königin von dem Französischen Hofe ab und suchte sein Glück anderwärts." Hr. A. meldet hierauf, wie Grotius nach Schweden zurück gekommen, und tadelt die Herren Maurier, Menage und Bayle, daß sie vorgegeben haben, Grotius sey nach Dallers gereiset, von wannen er nach Holland zurück reisen wollen, ohne sich von der Königin zu beurlauben, worüber sie unwillig gewesen. Er führt nach diesem verschiedene Beweise des Gegentheils an, und gründet sich vornehmlich auf den höflichen Brief, welchen Christina an die Frau Grotius schrieb, welche ihr die Bücher und Handschriften ihres verstorbenen Mannes schicken sollte.

Nach diesen Ausschweifungen kömmt Hr. A. wieder auf den Schwedischen Kriegszustand zurück, und meldet anfänglich, daß der Graf Torstenson zum Generalißimus der Schwedischen Armee in Deutschland, nach dem Tode des Feldmarschalls Banners, ernennet worden. Weil aber dieser General immer mehr und mehr mit dem Podagra geplagt ward, so bat er die Christina um Erlaubniß, das Commando der Armee niederzulegen. Sie bewilligte ihm auch sein Suchen in einem höflichen Briefe, welchen unser Verfasser ganz mittheilet. Christina schickte in eben demselben Jahre den Grafen Magnus de la Gardie als Gesandten an den Französischen Hof und gab ihm einen Brief an den Prinzen von Conde mit. Sie betrachtete allezeit diesen Prinzen als ihren Helden, „vielleicht, sagt unser Verfasser, in dem Geschmack der alten Ritterschaft, welche in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts noch ziemlich Mode war." Der Brief, welchen sie ihm schrieb, und die Antwort darauf, stehen in diesen Nachrichten.

Die Gesandschaft des Grafen de la Gardie war sehr prächtig; „denn die Königin war ihm besonders zugethan, als einem ihr Angehörigen, weil er die Prinzeßin Maria geheirathet hatte, und darum wollte sie, daß er prächtig erscheinen sollte. Er schickte also seinen Stallmeister nach Frankreich, um seine Equipage zurecht zu machen, welche sehr prächtig war, und welche die Königin durch Französische Subsidien bezahlen ließ." Der Verfasser liefert hierauf die Briefe, welche die Königin an den Hofkanzler, Adler Salvius, geschrieben. Wenn man diese Briefe lieset, so sieht man deutlich, daß Salvius ihre ganz besondere Gunst hatte, und daß sie offenherzig mit ihm redet. Er war von sehr armen Aeltern gezeuget: nachdem er sich aber durch seine Verdienste den Weg zu demjenigen Posten gebahnet hatte, welchen er einnahm, so ward er für würdig gehalten, der zweyte Schwedische Gesandte auf dem allgemeinen Reichsfriedenscongreß zu seyn.

Als Christina sah, daß dieser Salvius einen großen Verstand und viel Einsicht besaß und daß er zu den Staatsangelegenheiten sehr geschickt war, und als sie anfing, weniger Vertrauen in den Kanzler Oxenstierna zu setzen, so war es ihr sehr angenehm, in der Person dieses Ministers einen Mann zu finden, welchen sie ihrem ersten Gesandten auf diesem Congreß, nämlich dem Grafen Johann Oxenstierna, Sohn des Reichskanzlers, entgegen setzen 36. Stück vom 3. Sept. S. 284 bis 288.

konnte. Dieser junge Graf verfuhr also nach den Instructionen, welche er von seinem Vater empfangen hatte, und diese beyden Gesandten stimmten eben so wenig miteinander überein, als die Französischen Gesandten auf eben diesem Congreß. Der junge Graf sah die Schwierigkeiten, welche er antreffen würde, voraus und wollte nicht auf diesen Congreß gehen: aber sein Vater antwortete ihm: An nescis, mi fili, quantilla prudentia regitur orbis? Das ist: Weist Du nicht, mein Sohn, mit wie wenig Klugheit die Welt regieret wird? Hr. A. gesteht, daß er diesen Brief nicht gesehen hat: aber er theilet einen andern mit, welcher viel Verwandschaft mit demselben hat. Unter die Ursachen der Kaltsinnigkeit und der heimlichen Abneigung, welche Christina itzo gegen das Haus Oxenstierna spüren ließ, rechnet unser Verfasser diese, daß sie den Krieg überdrüßig war und den Frieden sehnlich wünschte. Leute, welche den Maximen folgten, die bey Hofe auf dem Tapet waren, ohne sie einzusehen, beredeten die Königin, daß die Oxenstierna den Krieg verlangten, und daß der Kanzler noch größere Absichten hätte, und seinen Sohn Erich an die Christina zu vermählen gedächte. Hr. A. bringt zum Beweis des Gegentheils einen Brief bey, welchen der Kanzler an seinen Sohn Erich, der damals Gouverneur in Liefland war, geschrieben, in welchem er ihn vermahnet, sich zu verheirathen, damit dieses ihnen nachtheilige Gerücht aufhören möge. Als die Friedensunterhandlungen der Königin zu lange währeten, schrieb sie an ihre Gesandten zwey sehr heftige Briefe, welche der Verfasser einrücket: aber dem Salvius meldete sie in einem besondern Briefe, daß sie in ihren andern Briefen nur von seinem Collegen, dem Grafen Johann Oxenstierna allein, hätte reden wollen. Unser Verfasser merket an, daß, zufolge den Absichten welche Gustav Adolph gehabt hatte, der Kanzler Oxenstierna, in der That nicht geneigt war, den Krieg zu endigen, und daß er hierbey bloß der Protestanten, und besonders Schwedens Bestes, zum Augenmerk gehabt. Die Protestanten bothen ihm auch zur Dankbarkeit das Churfürstenthum Maynz an, welches er aber nicht annahm. Hr. A. schreibet Frankreich die Ursache der Verzögerung des Friedens zu. Er kam endlich, zum großen Vergnügen der Christina zu Stande, welche deswegen dem Salvius ihre Freude sehr lebhaft in einem Briefe zu erkennen gab, welcher hier eingerücket ist. Der Kanzler Oxenstierna war über die heftigen

Vorwürfe, welche Christina ihrem [1]) Sohn Johann gemacht hatte, empfindlich, und bat um die Erlaubniß, sich aus dem Reich begeben zu dürfen. Dieser letztere schrieb zwey Briefe an die Königin, welche Hoffnung zu einer Art eines Vergleiches zwischen ihr und dem Kanzler gaben. Sie hatte doch beständig viel Achtung gegen den Salvius, und machte ihn zum Reichsrath. Der Reichskanzler war nach dem Friedensschluß nicht mehr so im Credit, aber Christina ehrte ihn dennoch beständig.

Hr. A. hält sich hier nicht auf, sondern geht zu Staatsangelegenheiten fort, und redet von dem 26jährigen Waffenstillstande, über welchen sich Schweden und Pohlen mit einander verglichen. Er macht hierauf Frankreich den Vorsitz streitig, welchen es sich über andere Kronen anmaßet, und meldet alsdenn, wieviel die Landgräfin von Hessen, Amalia Elisabeth, zur Beförderung des Friedensschlusses beygetragen. Man sieht aus dem, was Hr. A. sagt, daß diese Prinzeßin, ihr Jahrhundert berühmt zu machen, und Theil an den großen Geschäften zu nehmen, welche damals Europa in Bewegung hielten, gebohren zu seyn schien.

Unter die Prinzen, welche Christinen zur Gemalin haben wollen, zählet man die beyden Prinzen von Dännemark, Friedrich und Ulrich, den Churfürsten von der Pfalz, den jungen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, die Könige von Portugall und Spanien, den König von Ungarn, den Erzherzog Don Johann von Oesterreich, den Grafen Ragoczy, den Pohlnischen Prinzen, Johann Casimir, und den Pfälzischen Prinzen, Carl Gustav. Dieser letzte wendete alle seine Kräfte an, ohne die Königin zum Entschluß bringen zu können, sich mit ihm zu vermählen, ob gleich die Schwedischen Reichsstände für ihn waren. Sie sagte, „sie würde es niemals zugeben, daß man mit ihr umgienge wie ein Bauer mit seinem Acker.“ Unser Verfasser untersucht, woher der Abscheu der Christina vor dem Vermählen gekommen, und erzählet bey dieser Gelegenheit nach der Länge die Berathschlagungen und Unterredungen des Senats und der Stände über diese Sache, welche sie um destomehr glücklich ausgeführt zu sehen wünschten, weil sie hierdurch dem Prinzen Carl Gustav die Thronfolge zu versichern hoften. Der Erfolg der Unterredungen war dieser, daß Christina den Prinzen versicherte, daß, ob sie ihn gleich nicht heirathen

[1]) Druckf. für: seinem.

würde, sie dennoch alles thun würde, damit er zu ihrem Thronfolger erkläret werde. Sie ließ aber den Senat immer in Zweifel, und wollte sich nicht förmlich über ihre Vermählung erklären, und verlangte vorher gekrönt zu seyn. Diese Krönung geschah mit großer Pracht, und ist in diesen Nachrichten der Länge nach beschrieben.

Verschiedene Briefe, welche Christina an die Könige von Frankreich und Spanien, an den Prinzen von Conde, an den Herzog von Orleans, an die Mademoiselle Montpensier, an das Parlement zu Paris, und an andere, schrieb, führen den Verfasser auf eine umständliche Nachricht von den auswärtigen Angelegenheiten derselbigen Zeit. Im Jahre 1651 faßte Christina zum ersten mal den Entschluß, die Krone niederzulegen. Allerley Misvergnügen und die Erschöpfung der Finanzen bewogen sie dazu. Der Senat wandte alle Kräfte an, es ihr auszureden, und der Graf Oxenstierna brachte es endlich durch die Stärke seiner Gründe dahin, daß sie ihre Regierung fortsetzte. Der Verfasser erzählet hierauf die verschiedenen Gefahren, welchen sich Christina ausgesetzt sah. Sie schrieb auch einen Brief an den Hrn. Godeau, Bischof von Grasse, und einen an den Prinz Friedrich von Hessen, in welchem sie ihn abmahnte, die Römisch-Katholische Religion anzunehmen. Der Verfasser bemerket, daß sie damals weit von den Gedanken entfernet war, welche ihr hernach Bourdelot und Pimentel einflößten.

Eine von den merkwürdigsten Sachen in diesen Nachrichten von dem Leben der Christina ist die gelehrte Geschichte ihrer Zeit. Hr. Arkenholz hat auch nichts versäumet, was diesen Theil des Lebens seiner Heldin recht gut erläutern kann. Wir wollen zuerst das Verzeichniß der vornehmsten auswärtigen Gelehrten mittheilen, mit welchen Christina einen Briefwechsel unterhielt, oder welche sie zu sich nach Schweden zog. Sie waren Descartes, Salmasius, Bochart, Huet, Naude, Chevreau, Scarron, Balzac, Adrian und Heinrich von Valois, von Herbelot, Tristan, Segrais, Benserade, Scudery, Menage, Sarrau. Die Königin wollte sich des letzten bedienen, ihre Bibliothek zu vermehren, aber der Tod übereilete ihn. Der Verfasser erzählet bey dieser Gelegenheit einige besondere Umstände, welche die Sammlung von Büchern und Handschriften betreffen, woraus diese Bibliothek bestund. Die vornehmsten von denen, welchen aufgetragen war, dergleichen überall zusammen

zu schaffen, waren Hiob Ludolf Nicolaus Heinsius und Isaac Voßius. Hr. A. beschreibet die Mühe, welche sich der letzte deswegen gegeben hat, folgendermaßen.

„Was Ludolf in Italien hatte zusammen bringen können, war nichts gegen die Bücher, welche Nic. Heinsius und Is. Voßius für die Christina kauften. Der erstere ward ausdrücklich dahin geschickt, wie wir hernach erzählen werden, und Voßius durchzog ganz Holland, Frankreich und Deutschland, wo ihm kein Buch und keine Handschrift entwischte, welche er der Neugier der Christina für würdig hielt. Damals eben legte sie sich recht sehr auf das Studieren, und damals hatte sie gegen den Voßius, welcher sie in der Griechischen Sprache vollkommen machte, so zu sagen eine brennende Gunst. Es ist also zu vermuthen, daß er Vollmacht von ihr gehabt, seine Commißionen auszurichten, es möge kosten, was es wolle. Er hat auch in der That nichts gesparet. Man wird auch leicht glauben, daß niemand, als er, zwey Handschriften für einen solchen Preiß für sie würde gekauft haben. Diese waren Jamblichi Chronicon Babylonicon, und Philostorgii Arriani Historia Ecclesiastica, welche beyde hundert und sechzig tausend Thaler gekostet haben sollen. Man sollte kaum glauben, daß dieses wahr sey, ob es gleich ein gelehrter Reisender berichtet hat. Man hat noch mehr Anzeigen von dergleichen Kaufen des Voßius. Als er in Paris war, handelte er mit dem Hofrath, Hrn. Petau, um dessen Bibliothek, welche er von seinem Vater geerbet hatte. Er kam mit ihm auf die Summe von 40000 Livres überein, wovon er ihm sogleich 3000 gab, mit der Bedingung, daß sie sollten verlohren seyn, wenn die Königin von Schweden den geschlossenen Kauf nicht halten wollte. Sie bezahlte sie auch für den bewilligten Preiß, wegen der vortrefflichen darinne befindlichen Handschriften, welche Salmasius den Kern der Handschriften in Frankreich nennte: Nucleus manuscriptorum Galliae. Montfaucon beklagte den Verlust sehr, welchen Frankreich hierdurch erlitten. Voßius stiftete auch den gelehrten Gilbert Gaulmin an, der Christina seine Bibliothek zu schenken, welche aus lauter orientalischen Büchern bestund und auf 20000 Thlr. geschätzet ward. Wagenseil und Schelhorn berichten, daß die Königin ihm dagegen 30000 Thl. verehren lassen. Damit sie wissen möchte, was in diesen Büchern stund, so ließ sie den Bochart nach Schweden kommen. Obgleich Schelhorn vorgiebt, diese Bibliothek sey nicht

nach Schweden geschickt worden, und das für den Gaulmin bestimmte Geschenk sey auch zurück geblieben, so sagen doch glaubwürdige Personen, daß sie sie in der Bibliothek der Königin gesehen haben, und es ist zu vermuthen, daß Voßius, das, was noch an orientalischen Büchern und Handschriften fehlte, in dieser Bibliothek zu ersetzen, von Seiten der Christina, dem berühmten Rabbinen, Menasseh Ben Israel, aufgetragen, eine neue Sammlung derselben zu machen."

„Ausser dem itzt gemeldeten kaufte auch Voßius zu Paris noch für die Christina für 10000 Franken Bücher und Handschriften, und auf diese Art konnte er sagen, daß ihre Bibliothek die schönste (er hätte auch sagen sollen, die theuerste) in Europa sey, und daß sie des Cardinals Mazarin seine weit überträfe. Durch den Verkauf dieser Bibliothek des Mazarin, wie auch der Bibliotheken des Schriverius, Lundius, Goldast 2c. wuchs die Bibliothek der Königin auch noch beträchtlich an; die große Menge Bücher und Handschriften nicht zu rechnen, welche bey Lebzeiten und nach dem Tode Gustav Adolphs aus den in Deutschland eroberten Ländern weggenommen wurden, besonders aus Würzburg, Olmütz, Prag, Böhmen überhaupt 2c., und welche allein eine sehr große Bibliothek von allen Arten von Büchern würden ausgemacht haben. Ueber dieses ließ Christina aus Italien eine große Menge Bücher kommen, und damit diese Bibliothek recht groß würde, so fügte Isaac Voßius für 20000 Gulden die seinige hinzu, welche er von seinem Vater geerbet hatte. Er behielt sich die Aufsicht darüber vor, nebst 5000 Gulden jährlich, auch freye Wohnung und freye Tafel bei Hofe." —

Wir können kaum glauben, was der Verfasser von dem Preisse der Handschriften des Jamblichus und Philostorgius erzählet. Er führet zu seinem Wehrmann[1]) den Adam Ebertus, Professorn zu Frankfurt an der Oder, an. Aber man weis, daß dieser nicht nur ein ganz eigener Mann, sondern auch in allen Dingen ausschweifend war, und da Wunder suchte, wo nicht einmal ein Schatten davon zu spüren war; und aus seinem seltsamen Testament, welches er kurz vor seinem Tode machte, und aus seinem lustigen Briefwechsel nach Spanien, kann man schließen, daß zuweilen sein Gehirn in Unordnung gewesen. Ueber dieses wußte Voßius wohl, was an

---

[1]) Ueber Lessings Vorliebe für dieses Wort vgl. oben S. 104.

diesem Buche des Jamblichus war, welches Photius in seiner Bibliothek einen Roman nennet, welcher noch dazu, nach dem Theodor Priscian, ziemlich geil seyn muß. Unser Verfasser erzählet hierauf, was diese Bibliothek für ein Schicksal betroffen, und welcher Plünderung sie ausgesetzt gewesen. Er zeigt auch, daß Voßius gar wohl dasjenige zu zerstören gewußt habe, was er zum Theil gebauet. Der Verfasser hat den Character und die freyen Meinungen dieses Gelehrten mit sehr lebhaften Farben geschildert. Nic. Heinsius war, nach seinem Bericht, von einem ganz andern Charakter. Christina hatte schon einen Brief an seinen Vater, Daniel Heinsius, geschrieben, wie auch ein Empfehlungsschreiben, welches sie ihm gab, als er in Italien war, und Handschriften für sie sammlete. Man weis, daß Heinsius nicht mit der Art zufrieden war, mit welcher ihm Christina begegnete. Hr. A. zeigt, daß es zuweilen seine, zuweilen anderer Leute ihre Schuld gewesen, und daß die Königin allezeit wohlgesinnet gegen ihn gewesen. Unter den Niederländischen Gelehrten, welche mit der Königin in Verbindung waren, waren Franciscus Junius, Wullenius, Gevartius, Vorstius, Utilius und Gronovius. Als die Königin durch Deventer reisete, wo Gronovius war, stieg sie bey ihm ab und brachte die ganze Nacht in seiner Bibliothek zu, wo sie sich mit ihm von allerley zur Litteratur gehörigen Sachen unterredete. „In Brabant ging Heinr. Th. Chifflet als Hofprediger in ihre Dienste. Er machte sich durch eine Lateinische Abhandlung von den von Erzt gegossenen Ottonen bekannt, worinnen er rund um behauptete, daß einen erztenen Otto, und den Stein der Weisen finden, einerley wäre, wobey er sich auf das Ansehen der Königin bezog, als welche eben dieser Meinung wäre. Dieses wird, setzt unser Verfasser hinzu, ohne Zweifel eben derjenige gewesen seyn, welcher die Königin überredet hat, damals einem gelehrten Kenner der Alterthümer in der Schweiz 30000 Gulden für die Herbeyschaffung eines solchen wahren Otto anzubiethen. Aber Christina änderte hernach ihre Meynung, und gestund, daß es wirklich erztene Ottonen gäbe, und itzo ist dieser Glaube des verwichenen Jahrhunderts ganz weg, da man so viele dergleichen Ottonen in den Cabinetten hat, an deren Alterthum man nicht zweifeln kann, zumal da wir sie aus dem Orient bekommen haben.“

Da Christina nichts, als Verdienste, suchte, so hielt sie sich nicht

an eine einzige Nation, sondern sie erkannte sie, wo sie sie fand. Dadurch zog sie Gelehrte von allen Nationen zu sich. Meibom, Ludolf, Kirsten, Ravius, Comenius, Freinshemius, Loccenius, Scheffer, Conring, und Joh. Heinr. Boecler kamen nach Schweden, und erhielten daselbst Bedienungen. Dem letzten begegnete ein Abentheuer zu Upsal, wo er Professor war. Unser Verfasser erzählet es folgendermaßen. Der Vorzug, welchen ihm Christina vor den andern Professoren gab, machte, daß „andere eifersüchtig und neidisch auf ihn wurden, und dieses um desto mehr, da er die Studenten nicht schonete, sondern sie durch sein mürrisches Wesen und seine groben Ausdrückungen böse machte, und glaubte, er könne mit ihnen umgehen, wie er wolle. Der Haß gegen ihn brach folgendermaßen aus. Als er einmal eine Stelle aus dem Tacitus erklärete, sagte er: Plura adderem, si plumbea Suecorum capita ista capere possent. Das ist: Ich würde mehr hiervon sagen, wenn es die bleyernen Köpfe der Schweden begreifen könnten. Hierauf antwortete ihm sogleich ein Student: Wir haben nicht nur alles verstanden, was Sie bisher gesagt haben, sondern wir werden auch alles begreifen, was Sie uns künftig werden sagen können. Als die Stunde aus war, und Boecler durch den Vorhof des Hörsaales gehen wollte, wartete schon ein Schwarm Studenten auf ihn; sie kriegten ihn zu packen und gaben ihm mit den Händen einen Product auf den Hintern. Sie thaten noch mehr; denn sie warfen ihm nicht nur seine Fenster etliche mal hintereinander ein, sondern schossen sogar in der Nacht durch die Fenster in das Zimmer hinein, wo er mit seiner Familie schlief. Die ersten Aufzüge dieser Tragödie werden noch in Upsal als eine Sage aufbehalten, und den letzten sieht man aus einem Briefe, welchen Christina den 15. März 1650 an das Consistorium schrieb, worinn sie ihm anbefahl, diese Sache von Grund aus zu untersuchen, und die Urheber dieser Gewaltthätigkeiten, ohne Ansehen der Personen, so bald man sie würde entdeckt haben, zu bestrafen.“ —

37. Stück vom 10. Sept. S. 290 bis 292. Unter den Italiänischen Gelehrten war Ottavio Ferrari einer von denen, welche ihre meiste Gunst hatten. Man kann nachsehen, was unser Verfasser davon sagt. Hr. A. sagt, daß er unter den Engländern keinen, als den berühmten Jacob Usserius, gefunden, welcher mit der Königin in einiger Verbindung gestanden. Der Gelehrte Rabbine, Menasseh Ben Israel, war ihr auch bekannt, und

both ihr seine Dienste an, Hebräische Bücher zu kaufen. Hr. A. untersucht hierauf, woher die große Zuneigung der Christina gegen die Gelehrten gekommen und beschreibet hernach den damaligen Zustand der Gelehrsamkeit in Schweden. Er beschreibet alsdenn die verschiedenen Bibliotheken in diesem Reiche, wobey er von der Handschrift des Evangelii des Ulphilas Nachricht giebt. Nach diesem theilt er ein Verzeichniß der gelehrten Schweden mit, welche zu derselben Zeit, oder kurz zuvor, berühmt waren. Wegen anderer merkwürdigen Dinge, wovon er Nachricht giebt, verweisen wir den Leser auf das Werk selbst. In Ansehung der Philosophie behauptete Christina, nach dem Zeugniß des Pater Labat, daß die alten Thorheiten so gut wären, als die neuen. Sie wandte indessen alle mögliche Sorgfalt auf die hohen Schulen in Schweden, welches Hr. A. durch die ausführlichen Nachrichten, welche er davon giebt, beweiset. Wir haben noch nichts von dem Bourdelot gesagt, welcher sich in der gelehrten Geschichte derselben Zeit so bekannt machte, wie Herostrat in der alten Geschichte. Wer gern den Charakter dieses unverschämten und boshaften Menschen wissen will, der muß nachlesen, was der Verfasser davon meldet.

Die Rolle, welche der Graf Magnus de la Gardie zu den Zeiten der Christina gespielet hat, ist zu merkwürdig, als daß sie Hr. A. hätte sollen mit Stillschweigen übergehen können. Er hat daher alles erzählet, was diesen Günstling der Königin und ihre darauf gefolgte Ungnade gegen ihn anlangt. Schweden hatte damals einige Streitigkeiten mit der Stadt Bremen, mit Dännemark und mit Holland. Unser Verfasser erzählet die Ursachen davon und meldet, wie diese Streitigkeiten geendiget worden. Cromwel hatte sich damals zum Beschützer von England erkären lassen. Als ein listiger Staatsmann suchte er sich bey der Christina in Gunst zu setzen. Er schickte also den Withlock nach Schweden, einen Tractat mit der Königin zu schließen, welches ihm auch, nach einigen Schwierigkeiten, glückte. Der Graf von Montecuculi, Kayserlicher Gesandter in Schweden, war auch bey Hofe wohl angesehen, aber der Spanische Gesandte, Antonio Pimentel, ging in der Gunst bey der Königin über alle. Damit sie dem Montecuculi zeigen möchte, wie wohl sie gegen ihn gesinnet sey, so beehrte sie ihn mit dem Amaranthorden. Unser Verfasser beschreibet genau den Ursprung und die Stiftung des Ordens, und redet bey dieser Gelegenheit von dem von Carl Gustav gestifteten

Jesusorden. Er kömmt hernach wieder auf den Don Pimentel, und erzählet alles, woraus man diesen Minister kann kennen lernen, besonders dessen Geschicklichkeit, sich alles Vertrauens der Christina zu bemächtigen. Endlich meldet er, daß es dieser Pimentel nebst den Bourdelot gewesen, welcher sie überredet, die Krone niederzulegen und die Römischkatholische Religion anzunehmen.

Im Jahr 1653 bekam Christina wieder den phantastischen Einfall, den Thron zu verlassen. Sie entdeckte ihr Vorhaben dem Hrn. Chanut und hernach dem Reichsrath, welcher darüber erstaunte, und ihr deswegen Vorstellungen that. Sie wollte aber nicht von ihrem Entschluß weichen, und ließ mit dem Carl Gustav Unterhandlungen pflegen, welcher gleichfalls, aber vergebens, sich bemühte, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Man machte also die Einkünfte aus, welche die Königin nach Niederlegung der Krone haben sollte. Da man hierauf überlegte, daß, da Carl Gustav unvermählt war, er ohne Erben sterben könnte, so wollte Christina vor allen Dingen ihm den Grafen von Tott zum Nachfolger bestimmen, und ihm, wie auch den Grafen Brahe und Oxenstierna, den Titel eines Herzogs geben: aber diese Herren schlugen diese Ehre aus. Sie gab den Ständen selbst Nachricht von ihrem gefaßten Entschluß, die Krone niederzulegen. Diese baten sie nochmals das Ruder des Reichs noch ferner zu führen: aber sie waren so wenig glücklich, wie das erste mal. Sie wiesen ihr also die Einkünfte zu ihrem Unterhalt an: aber einige wollten sie durch gewisse Gesetze einschränken, welches Carl Gustav nicht gut hieß, als welcher diese Prinzessin in allem Vergnügen[1]) wollte. Ob gleich Christina nur noch einige Tage zu regieren hatte, so verfuhr sie doch noch sehr heftig gegen den Minister von Portugall. Unser Verfasser erzählet dieses und entdecket, was sie dazu bewogen hat. Der Reichsrath war hierüber empfindlich und machte es wieder gut. Endlich legte Christina die Krone nieder. Hr. A. giebt eine ausführliche Nachricht von den Ceremonien, welche dabey beobachtet wurden, und fügt einige Betrachtungen über die Regierung und Abdankung der Christina, und verschiedene Beschreibungen, welche einige von dem Charakter der Königin gemacht haben, hinzu.

---

[1]) Druckf. für: vergnügen.

Diese Aufführung der Christina verursachte viel Redens. Ein jeder urtheilte davon nach seiner Art, und der Verfasser erzählet die Urtheile, welche der König Carl Gustav, ihr Nachfolger, Hr. Chanut, der König von Spanien, der Prinz von Conde, der Hr. von St. Evremont, Voßius, Heinsius, Bochart und Forstner darüber fällten. Das Urtheil des Bochart war sehr vernünftig. Er schrieb darüber an den Voßius folgendermaßen: „Was Ihro Majestät anbelanget, wovon ich hätte anfangen sollen, so habe ich das, was ich von ihr vernommen, mit Verwunderung gelesen, und ich denke nur daran, als an einen Traum. Und dieses nicht deswegen, daß ich es nicht billigen sollte, daß sie die Hoheit der Welt so sehr verachtet, zu welcher zu gelangen sich andere so viel Mühe geben, welche meistentheils den Hals darüber brechen. Ich freue mich auch zu vernehmen, daß, da sie sich von den Geschäften losgemacht hat, sie vielleicht im Stande seyn wird, sich uns mehr zu nähern, und vielleicht in unsere Gegend zu kommen, wo ich vielleicht die Ehre werde haben können, sie mehr als einmal zu sehen, welches ich nicht hätte hoffen können, wenn sie in Schweden geblieben wäre. Aber das Herz blutet mir, wenn ich daran denke, daß sie sich selbst so vieler Mittel beraubt, Gutes zu thun, welche, wenn sie einmal aus ihren Händen seyn werden, sie nimmermehr wieder in ihre Gewalt bekommen wird. Sie wird es tausendmal bereuen, wenn es nicht mehr Zeit seyn wird, und wenn das Uebel nicht mehr wird geheilet werden können; wenn es auch nur über das Misvergnügen wäre, welches ihr die nachtheiligen Urtheile verursachen werden, die die meisten davon fällen werden. Denn man pflegt sich immer an die größten Leute zu machen, vornehmlich wenn man einen scheinbaren Vorwand dazu zu haben glaubt. Es giebt Leute, welche glauben, daß Sie einer von denjenigen sind, welche ihr diesen Rath gegeben haben, welches ich aber nicht glauben kann.“ Herr A. untersucht hierauf, was der Christina zu dieser ausserordentlichen Aufführung mag Gelegenheit gegeben haben, und zeigt, daß sie ganz und gar nicht dazu gezwungen worden, und daß sie Zeitlebens hätte regieren können, ohne sich zu vermählen.

Als Christina die Krone niedergelegt hatte, so eilte sie, Schweden zu verlassen, weil sie befürchtete, man würde sie da behalten wollen. Sie reisete also ab, und kam den 10. Jul. 1654 nach Hamburg, von wannen sie an den König, ihren Nachfolger,

schrieb. Unser Verfasser verfolgt sie auf ihrem Wege, und erzählet alles, was an jedem Ort, durch welchen sie gereiset, merkwürdiges mit ihr vorgefallen ist. In Hamburg ließ sie so viel Kaltsinn gegen die Grundsätze der Religion blicken, daß sich das Gerücht ausbreitete, daß sie die Religion ändern würde. Carl Gustav ward dadurch sehr beunruhiget, und der Schwedische Reichsrath that deswegen der Königin Vorstellungen, welche der König zu mildern suchte. Zu Münster besuchte sie das Jesuitercollegium und ward daselbst erkannt. Sie reisete hernach incognito durch Holland und kam den 12. August nach Antwerpen, wo der Erzherzog Leopold und der Prinz von Conde ihren Besuch bey ihr ablegten. Jedermann erstaunte über die Kaltsinnigkeit, mit welcher sie diesen letztern empfing, und unser Verfasser erzählet die Ursachen davon. Hr. Chanut, welcher damals als Franz. Minister im Haag war, begab sich auch nach Antwerpen, ihr seine Aufwartung zu machen. Die Gerüchte, welche sich wegen des Besuchs, den dieser Minister bey ihr ablegte, ausbreiteten, bewogen ihn, an sie deswegen zu schreiben. Seine Briefe und die Antwort der Christina darauf sind in diesen Nachrichten.

Damals begab sich der Erzherzog Leopold zum 2ten mal nach Antwerpen, die Christina nach Brüssel einzuladen, wo alles zu ihrem Empfang bereit war. Sie hielt ihren öffentlichen Einzug in diese Stadt, wo sie heimlich die protestantische Religion abschwur, und die katholische annahm. Der Verfasser bemüht sich, die Ursache dieser Veränderung zu entdecken, und schiebt die Schuld auf den Pimentel, Bourdelot und die Jesuiten. Er gesteht, daß die große Begierde der Christina, welche sie stets gezeiget hatte, nach Italien zu gehen und daselbst die schönen Denkmäler des Alterthums zu sehen, auch etwas dazu beygetragen.

Baillet hat die Ehre dieser vorgegebenen Religionsveränderung dem Descartes und Chanut zuschreiben wollen; aber unser Verfasser zeigt, daß sie gar keinen Theil daran gehabt haben. Er schiebt also die Schuld auf den Jesuiten Macedo, und nimmt dabey Gelegenheit, uns diesen ehrwürdigen Pater kennen zu lernen, welcher indessen nicht der einzige war, der sich rühmen konnte, diese Veränderung verursachet zu haben. Die ehrwürdigen Paters Malines und Cassati hatten sie schon zu diesem Entschluß gebracht, ehe sie Schweden verließ, indem sie deswegen dahin geschicket worden. Der Cardinal Chigi, welcher hernach als Papst unter

dem Namen Alexander VII. bekannt war, wollte auch vorgeben, daß er großen Theil daran gehabt habe.

Während des Aufenthalts der Christina in Brüssel verschafte man ihr alle Arten der Ergötzlichkeit. Die nächsten bey der Stadt befindlichen Gelehrten kamen und bezeigten ihr ihre Ehrfurcht. Sie lud den Menage ein, sie zu besuchen, und sagte, sie sey ihm doch den größten Theil des Weges entgegen gekommen: aber er entschuldigte sich. Es breiteten sich hierauf verschiedene der Christina nachtheilige Gerüchte aus. Der Verf. schreibt großen Theils diese Gerüchte der freyen Gemüthsart dieser Prinzeßin zu, welche sich wenig mit dem Spanischen hochtrabend ernsthaftigen Wesen reimte. Diese Gerüchte kamen gar bald nach Schweden, und dieselbe zu zernichten, schrieb sie zwey Briefe an den König Carl Gustav, welche der Verfasser in seinen Nachrichten mittheilet und einen andern Brief an den Grafen Peter Brahe beyfüget. In diesem 1655. Jahre, als Christina in Brüssel war, starb die verwittwete Königin, ihre Mutter, und der Kanzler Oxenstierna fast zu eben derselben Zeit. Hr. A. erzählet einige Umstände von dem Leben und Umständen dieses großen Mannes, welcher von einem so glücklichen Temperament war, daß er, ob er gleich mit einer Menge der wichtigsten Geschäfte überhäuft war, dennoch ruhig einschlief, so bald er sich zu Bette gelegt hatte, und so lange schlief, bis er befohlen hatte, daß man ihn aufwecken sollte, daß er wieder an seine Geschäfte gehen könnte. Er wiederholte es in seinen letzten Augenblicken gegen diejenigen, welche um ihn waren, daß er der Königin geschrieben hätte, sie würde das bereuen, was sie thäte, und unser Verfasser erzählet bey dieser Gelegenheit die Muthmaßungen, welche man von der Reue dieser Prinzessin gehabt hat.

38. Stück vom 17. Sept. S. 298 bis 300.

Sie reisete von Brüssel ab, nachdem sie den Erzherzog beschenket hatte, und kam durch Augsburg nach Inspruck, wo sie öffentlich die katholische Religion ausübete. Sie blieb acht Tage in dieser letztern Stadt, und ehe sie von da wegreisete, schrieb sie an Carl Gustav einen Brief, worinne sie ihm ihre Religionsveränderung meldete, und einen andern an den Papst Alexander VII. Von Inspruck nahm sie ihren Weg durch Trient und Mayland in den Kirchenstaat, und kam endlich nach Rom, wo sie einen öffentlichen Einzug hielt. Der Verfasser beschreibt die dabey beobachteten Ceremonien. Christina war nicht lange in Rom, als sie schon die berühmtesten Kirchen und Klöster besuchte, und richtete bey sich

eine Akademie auf. Man findet in diesen Nachrichten das Verzeichniß derjenigen, welche Mitglieder dieser Akademie waren. Die Meynungen der Protestanten von der Religionsveränderung der Christina waren von den Meynungen der Katholiken über dieselbe ziemlich unterschieden. Hr. A. führet einige Exempel davon an. Man hatte den alten Lehrmeister der Christina, den Bischof Matthiä, im Verdacht, an dieser Religionsveränderung Theil gehabt zu haben, und er ward deswegen abgesetzt. Er schrieb deswegen an sie einen Brief, welchen der Verf. aus dem Lateinischen übersetzt mittheilet. Damit man aber nicht glauben möchte, sie habe die Religion ihrer Väter ohne Ueberlegung verlassen, so machte man die Bewegungsgründe bekannt, welche sie bewogen hatten, die katholische Religion anzunehmen. Auf diese Schrift, welche zu Inspruck unterschrieben war, folgt eine andere, welche in Italien heraus kam.

Carl Gustav hatte damals Krieg in Pohlen. Dieses beunruhigte den Papst so sehr, daß er bey Gelegenheit der Siege dieses Königs einen Hirtenbrief ausgehen ließ, worüber sich aber der König lustig machte. Christina belustigte sich zu Rom. „Bey dieser Gelegenheit, sagt Hr. A. zeigte Christina, daß sie in den Geschichten, in den Alterthümern und in den Sprachen eben so gelehrt, als glücklich in artigen Scherzen und in geschwinden und aufgeweckten Antworten war.“ Gleich in den ersten Tagen, sagt Hr. Chevrau, da Christina in Rom war, gab ihr Alexander VII. einige Cardinäle, welche sie begleiten und an alle Örter führen mußten, welche wegen ihrer Gemälde und Bildsäulen berühmt sind. Unter diesen letztern sahe sie eine von dem Ritter Bernini, welche die Wahrheit vorstellte. Sie lobte sie sehr und ruffte drey bis viermal aus: O la bella cosa! Ein Cardinal, welcher vielleicht ein witziger Kopf seyn wollte, und kein Feind von Allegorien und Zweydeutigkeiten zu seyn schien, nahm dabey auch Gelegenheit auszuruffen: „O Madame! Gottlob, daß Ihro Majestät die Wahrheit lieben, welche Personen von Ihrer Geburt nicht leiden können. Ich glaube es wohl, antwortete die Königin den Augenblick, die Wahrheiten sind nicht alle von Marmor. Hr. Wagenseil erzählt, nach dem Bericht eines glaubwürdigen Mannes, daß Christina in der Messe sich nicht gar andächtig bezeiget, sondern während des Gottesdienstes mit den Cardinälen geplaudert und so gar ganz

ausgelassen gelacht. Als der Papst dies einmal gemerket, gab er ihr einen Rosenkranz, und sagte, sie sollte sich desselben bey ihren Gebethen bedienen. Die Königin, welche wohl verstund, was der Papst dadurch sagen wollte, sagte im Herausgehen: Non miga voglio essere Catholica da Bachettone. D. i. Ich will nicht an dem Rosenkranze katholisch seyn. Unter den kleinen Begebenheiten, welche uns die Schriftsteller derselben Zeit hinterlassen haben, findet man eine von dem Cardinal Colonna, welcher den seltsamen Einfall gehabt, sich in die Christina zu verlieben. Diese seine Aufführung muß eben so lächerlich als seinem Charakter unanständig, gewesen seyn. Der Papst, welcher davon Nachricht bekam, befahl ihm, sich aus Rom zu begeben, und sagte, die Königin wäre nicht dahin gekommen, daß man ihr Ärgerniß geben sollte."

Man findet in den geheimen Nachrichten derselben Zeit, daß die vornehmsten Familien in Rom sehr übel mit der Christina zufrieden waren, und daß ihr gedrohet ward, es würde ihr sehr schlecht begegnet werden, wenn sie auf ihrem stolzen und hochmüthigen Wesen bestünde. Sie bezeigte darüber ihre Empfindlichkeit in einer öffentlichen Erklärung, welche der Verfasser mittheilet. Sie ward eben damals krank, weil sie, wie man sagt, zu viel Obst gegessen hatte: aber der Kummer, welchen sie in Rom ausstund, trug vielleicht unter allem am meisten dazu bey. Eine ansteckende Krankheit, welche sich damals in Rom äuserte, diente ihr zum Vorwand, weg und nach Frankreich zu gehen. Ehe Christina abreisete, schrieb sie einen sehr zärtlichen Brief an die schöne Gräfin Ebba Sparre, welche sie nicht auf ihren Reisen hatte begleiten wollen, und verspricht dem Papst, wieder nach Rom zu kommen. Sie that die Reise zur See und landete zu Marseille an, wohin der Herzog von Guise von dem Hofe war geschickt worden, sie zu empfangen. Von Marseille nahm sie ihren Weg durch Aix, und begab sich nach Fontainebleau. Mademoiselle von Montpensier kam ihr bey diesem Schlosse entgegen, und empfing sie. Der Verfasser beschreibt diese Zusammenkunft. Christina hielt hierauf ihren öffentlichen Einzug in Paris, welchen der Verfasser genau beschreibt, und ward von der Französischen Akademie bewillkommet, welcher sie schon zur Zeit ihrer Regierung Zeichen ihrer Achtung gegeben, indem sie derselben ihr Bildniß geschickt hatte. Nachdem sie einige Kirchen daselbst besucht und das Abend-

mahl aus den Händen des Bischoffs von Bourges empfangen hatte, ging sie zu dem König nach Compiegne. Der Verfasser erzählet in seinen Nachrichten, mit beygefügten Anmerkungen, das, was Madem. von Montpensier und Madame von Motteville von dem Aufenthalte der Christina zu Compiegne und zu Fayet geschrieben haben. Er setzt vornehmlich den Bildnissen, welche diese beyden Damen von der Christina entworfen haben, drey andere Bildnisse entgegen, wovon das erste das Bildniß des Herzogs von Guise ist.

Während der kurzen Zeit, da sie sich zu Paris aufhielt, verrichtete der Hr. Menage das Amt eines allgemeinen Einführers, und er ermangelte, nach seiner eigenen Erzählung, niemals, „ihr die Namen derer vornehmsten Personen zu nennen, welche ihre Aufwartung bey dieser Königin machten, und etwas von dem Verdienst der Personen, welche ich kannte, zu erwähnen, indem ich sagte: Das ist der und der Präsident, der und der Rath 2c. Leute von Verdiensten. Nun weis ich nicht, ob sie dachte, ich sagte ihr nicht allemal die Wahrheit, oder ob sie merkte, daß ich nothwendig oft lügen muste, da ich ihr so viel gutes von allen diesen Herren sagte. Aber ich hörte, daß sie mit einer verdrießlichen Miene sagte: Der Hr. Menage da kennet die Leute von Verdiensten sehr gut." —

Endlich verließ Christina Frankreich und begab sich nach Turin, wo sie mit großen Ehrenbezeigungen empfangen ward. Sie ging hierauf nach Venedig und hielt sich in einigen Städten des Kirchenstaats auf, die meiste Zeit über aber zu Pesaro, bis die ansteckende Krankheit zu Rom aufgehöret hatte. Sie schrieb von da aus zum letzten mal an die schöne Sparre, welche kurz darauf starb. Der Verfasser fügt einen Lobspruch dieser Gräfin bey, und beschließt damit den ersten Band seiner Nachrichten.

3. Recensionen über Werke der Gelehrtengeschichte und Bücherkunde.

Lessings Vorliebe für die Gelehrtengeschichte ist bekannt; sie erwuchs aus der Lust an Büchern, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete. Schon als fünfjähriges Kind wollte er nicht anders als „mit einem großen, großen Haufen Bücher“ gemalt werden. Von seiner Knabenzeit sagt er[1]):

Seitdem Neugier und Zeit mich aus dem Schlummer weckten,
Die Hände von dem Spiel sich nach den Büchern streckten,
Und mir das leere Hirn ward nach und nach zur Last,
Welch Bild hab ich nicht schnell und gierig aufgefaßt?
Kein Tag verstrich, der nicht mein kleines Wissen mehrte,
Mit dem der junge Geist sich stopfte mehr als nährte.

Die „Ueberzeugung, daß sein ganzes Glück in den Büchern bestehe,“ erfüllte ihn noch, als er die Fürstenschule zu Meißen verließ und die Universität Leipzig bezog. Hier lebte er die ersten Monate höchst eingezogen, „stets bei den Büchern, nur mit sich selbst beschäftigt“, bis ihm „die Augen aufgingen, und er einsehen lernte, daß die Bücher ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen würden.“ Er suchte jetzt das wirkliche Leben zu erfassen und zu genießen; die pedantische Büchergelehrsamkeit, der er entronnen war, verspottete er in seinem Lustspiel: Der junge Gelehrte. Doch erkaltete dabei sein wissenschaftliches Interesse, das schon damals die verschiedensten Gebiete umfaßte, keineswegs; sein gelehrter Vater konnte sich davon überzeugen, daß der für fast verloren gehaltene Sohn trotz

[1]) In dem oben (S. 88) erwähnten Gedichte: „die Religion“. Hempel-Ausgabe I, S. 184.

seiner Komödien und anakreontischen Dichtungen „nicht wie andere Dichter die Wissenschaften gering schätzte, sondern vielmehr mit seinem Vater so gern von Litteratur und Theologie redete, wie mit einem andern vom Theater.[1])

Als Lessing im November 1748 nach Berlin kam, wurde er — seinen Hoffnungen und Wünschen zuwider — in die Welt der Bücher zurückgeführt. Auf die Empfehlung seines Freundes Mylius hin ordnete er die große Bibliothek des alten Buchhändlers Johann Andreas Rüdiger.[2]) Ein Theil derselben sollte (vom 30. Dezember 1748 an) verkauft werden. Der Auktionskatalog selbst war schon vor Lessings Ankunft in Berlin zusammengestellt; aber die Anzeige desselben in Nr. 138 der Berlinischen priv. Zeitung vom 16. November 1748 rührt wohl von Lessing her.

Berlin. Catalogue d'une collection de livres en Theologie, en Droit, en Medecine, en Histoire générale et particuliere, en Philosophie, en Politique, Mathematique et Physique, en Poesie et en ouvrages de litterature, et de belles lettres; en Allemand, Grec, Latin, Anglois, François, Italien et Espagnol, proprement reliés, exposés en vente publique aux plus offraus, chez JEAN ANDRE RUDIGER, Marchand Libraire, le 30. Dec. MDCCXLVIII. 15 Bogen. Dieses ansehnliche Bücherverzeichniß ist, nebst der den 30. Decemb. bevorstehenden Auction der darinnen enthaltenen Bücher, schon einigemal in diesen Zeitungen angekündiget worden. Wir können aber nicht unterlassen, wegen der vielen darinnen enthaltenen sehr raren und kostbaren Werke, nochmals Nachricht davon zu geben. Es befindet sich z. B. darunter, Casp. Schwenkfelds gesamte Schriften, Magna Bibliotheca Patrum veterum etc. Aldrovands sämtliche Werke, J. G. Graevii Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae, J. A. Thuani Historia sui temporis, Polydori Vergilii historia

---

[1]) Karl Lessing, Lessings Leben I, 78.

[2]) Vgl. oben S. 64.

Angliae, und viele noch grössere und seltenere Werke. Dabey sind fast alle diese Bücher sehr sauber und prächtig eingebunden. Wie oft werden rare Bücher in vielen Ländern vergeblich aufgesucht, oder mit übermäßigen Kosten bezahlt? Hier aber hat das Glück die besten Werke versammlet, so daß ein Bücherliebhaber sehr unbillig gegen sein Vergnügen handeln würde, wenn er diese Auction ohne seine Gegenwart oder Ordre wolte vorbey gehen lassen. Der Catalogus ist noch bey Herr Rüdigern, dem ältern, umsonst zu haben. Ein jeder wird aus selbigem sehen, daß wir noch nicht genug zum Lobe dieser Sammlung gesagt haben.

In der Zeit, wo Mylius die Berlinische privilegirte Zeitung redigirte, findet sich nur ein Artikel (im 54. Stück vom 6. Mai 1749), der auf die Gelehrtenhistorie Bezug nimmt und vermuthlich von Lessing geschrieben ist.

Leipzig. Herrn Juvenel de Carlencas Versuch einer Geschichte der schönen und andern Wissenschaften, wie auch der freyen, und einiger mechanischen Künste. Erster Theil, aus dem Französischen übersetzt, mit einer Vorrede, auch einigen Verbesserungen und Zusätzen Hrn. Joh. Erh. Kappens Prof. zu Leipzig; ist allhier in der Gleditschischen Handlung auf 1½ Alphab. in 8. herausgekommen. Dieses Werk hat in seiner Grundsprache im Französischen vielen Beyfall erhalten. Es trägt von den meisten Wissenschaften und Künsten allgemeine Begriffe in einer angenehmen Kürze vor. Man lernt nämlich daraus den Gegenstand derselben, die wichtigste darinne gemachten Erfindungen, und vornehmsten dahin gehörigen Schriften kennen. Der Verfasser hat eine ungemeine Gabe, das Wesentliche kurz auszudrücken und viel mit wenigem zu sagen, und man kann aus diesem kleinen Werkchen mehr von den Beschäftigungen der Gelehrten und derselben Fortgange kennen lernen, als aus manchen weitläuftigen Büchern. Man findet in diesem Theile Nachrichten von der Grammatik, Poesie, Redekunst, Historie, Philosophie, Medicin, Mathematik, Rechtsgelehrsamkeit, Bildhauerkunst, Malerkunst u. d. g. Buchdruckerey, den Verfassern der gelehrten Geschichte, dem Feldbaue, der Jagd, Reitkunst, Fechtkunst und Arte gymnastica der Alten. Wie diese Mannichfaltigkeit von Sachen das Buch schon für sich beliebt machen kann, so erhält es einen besondern Werth durch den dabey angewandten

Fleiß des Herrn Prof. Kappens. Man kennet die Stärke dieses berühmten Mannes in der gelehrten Geschichte, und seinen Geschmack, der nicht auf Kleinigkeiten verfällt, sondern, was zum Wachsthum der Wissenschaften, der Geschichte der Erfindungen, u. s. w. gehört, untersuchet. Man wird also auch hier auserlesene Anmerkungen finden, die nicht aus gemeinen Büchern, sondern aus dem seltenen und schätzbaren Vorrathe, den der Herr Prof. besitzet und so nützlich zu brauchen weis, genommen sind. Herrn Juvenels Nachrichten werden dadurch erläutert, ergänzt und oft richtiger gemacht. Alles dieses wird ein Verlangen nach baldiger Ausgabe des zweyten Theils erregen.

Erst im Jahre 1751 sehen wir Lessing in der vielseitigsten kritisch-litterarischen Thätigkeit. Als Redakteur des Feuilletons der Vossischen Zeitung und als Mitarbeiter an den Critischen Nachrichten mußte er die geliebten Bücher um sich sammeln. Er selbst hat uns einen Blick thun lassen in sein „stilles Zimmer,

Das nie der Neid besucht und spät der Sonne Schimmer,
Wo an des Hausraths Statt, was finstern Gram besiegt,
Begriffner Bücher Zahl auf Tisch und Dielen liegt.“ [1])

Jetzt beginnt auch, wie es scheint, jenes ernste Studium der Gelehrtengeschichte, das schließlich zu dem Plane führte, das Jöchersche Gelehrtenlexikon einer eingehenden Kritik zu unterwerfen. Wie er bei diesen Forschungen, die in Berlin angefangen und in Wittenberg 1752 fortgesetzt wurden, an Bayles epochemachendes Werk anknüpfte, ist aus Danzels trefflicher Darstellung bekannt. [2])

Die gelehrten Artikel der Vossischen Zeitung bringen mehrere Recensionen, die sich auf diese Studien beziehen. [3]) Zu ihnen dürfen unbedenklich die in den Critischen Nachrichten enthaltenen Recensionen, welche in die Gelehrten-

---

[1]) Im Fragmente: „die Religion“. (Hempel-Ausg. I, S. 184.)
[2]) 2. Aufl. I, S. 219 ff.
[3]) Hempel-Ausg. XIX, S. 5, 7, 14, 39, 43, 45.

geschichte einschlagen und sich mit den Artikeln der Vossischen Zeitung mehrfach berühren, hinzugefügt werden.

Im 15. Stücke der Crit. Nachr. vom 9. April 1751 (S. 116 f.) werden die Supplemente Chaufepiés zum Bayle besprochen; die Recension bildet zum Theil eine Ergänzung dessen, was Lessing wenige Tage vorher im gelehrten Artikel der Vossischen Zeitung[1]) gesagt hatte; anderes dagegen, wie namentlich der Schluß, drückt dieselben Gedanken nur in etwas verschiedener Form aus. Ich werde die Parallelstellen der V. Z. unter dem Texte angeben.

Amsterdam.

Nouveau Dictionnaire historique et critique, pour servir de supplement ou de continuation au Dictionnaire historique et critique de Mr. Pierre Bayle. Par Jaques George de Chaufepié. Tome I et II. A—H. A Amsterdam chez Z. Chatelain, H. Uytwerf, F. Changuion, J. Wetstein, P. Mortier, Arkste et Merkus, M. Uytwerf et M. M. Rey; et à la Haye chez Pierre de Hondt. MDCCL. In Fol. die Vorrede ist 5 Bogen, der erste Theil 3 Alph. 15 Bogen und der zweyte 2 Alph. 14 Bogen stark.

Das große Aufsehen, welches das Dictionnaire historique et critique des Herrn P. Bayle machte, noch mehr aber ohne Zweifel der große Abgang desselben, bewog den Verleger, daß er nach dessen Tode verschiedene Gelehrte ersuchte, an einem Supplement dieses großen Werkes zu arbeiten. Dieses Werk hätte nun gerathen mögen, wie es gewollt hätte, so würde man doch Baylens Namen haben auf den Titel setzen und es mit seinem Werk, als einen blinden Passagier, eine Ecke in der Welt mit fort bringen können. Es ist aber davon nichts zum Vorschein gekommen, als ein Buch unter dem Titel: Memoires concernant la Vie et les Ouvrages de plusieurs Modernes, par Mr. Ancillon.

Im Jahre 1739 übersetzte eine gelehrte Gesellschaft in England das Baylische Dictionnaire in die Englische Sprache, und vermehrte es mit vielen Artikeln, besonders von England. Bereits vor 12 Jahren bat eine Gesellschaft von Buchhändlern in Holland

[1]) Im 39. und 40. Stück vom 1. und 3. April 1751. (XIX, S. 7—9.)

den Herrn von Chaufepie, diese in der Englischen Uebersetzung neu hinzu gekommenen Artikel zu übersetzen. Er that es, und fand dabey so viel zu verbessern und hinzuzusetzen, daß er sich entschloß, ein ganz neues historisch-kritisches Wörterbuch herauszugeben; welches Vorhaben, nach allerley Hindernissen, endlich voriges Jahr zu Stande gekommen ist.

Er hat in den Englischen Artikeln so viel verbessert, als er gekonnt hat[1]): wo es ihm aber, besonders bey einigen unbekannten Englischen Schriftstellern, an den nöthigen Hülfsmitteln gefehlet, da hat er die Fehler der Verantwortung der Verfasser überlassen. Er selbst hat viele ganz neue Artikel hinzugethan[2]), worinn er sich, nach dem Exempel seines Musters, bemühet, viele Abwechselungen zu machen, zur Litteratur gehörige Begebenheiten zu erzählen und aufzuklären, die Meynungen der Gelehrten zu prüfen und zuweilen historische, kritische und philosophische Ausschweifungen, in Form kleiner Abhandlungen, zu machen.

Hieraus sieht man, daß die äuserliche Einrichtung dieses Werks eben so ist, wie bey dem Dictionnaire des Herrn Bayle[3]); und darum hat man ihm auch den Namen dieses großen Mannes mit vorgesetzt. Daß es aber weder in dem Baylischen Geschmack, noch mit der Baylischen Einsicht geschrieben ist[4]), das wird man bald wahrnehmen, wenn man einige Artikel durchlesen will. Es kann auch nicht wohl anders seyn; denn ein Bayle wird nicht alle halbe Jahrhunderte gebohren, und der Herr von Chaufepie sagt es selbst, daß sein Sinn in den vornehmsten Stücken von Baylens Sinn sehr unterschieden ist. Laßt uns sein Glaubensbekenntniß hören: „Was die Religion betrift, so ist mein Vorsatz nicht gewesen, den Pyrrhonismus oder die Deisterey zu vertheidigen; die, welche Waffen suchen, sie zu vertheidigen, werden sie nicht in meinem Werk finden.

---

[1]) V. Z. „weil er übrigens die Englischen Aufsätze an unzähligen Orten verbessert und vermehret hat."

[2]) V. Z. „hat der Herr von Chaufepie eine große Anzahl neuer Artikel von seiner Arbeit hinzugefügt."

[3]) V. Z. „die Einrichtung ist der Baylischen Einrichtung völlig gleich."

[4]) V. Z. „daß es was leichtes ist, Baylen zu vermehren, was unendlich schweres aber, ihn Baylisch zu vermehren." (Baylisch, d. h. eben „in dem Baylischen Geschmack und mit der Baylischen Einsicht.")

Ich bin ein Christ, und rühme mich dessen. Wenn sich Gelegenheit gezeigt hat, so habe ich das Christenthum herzhaft vertheidigt; nicht als ein Controversist, sondern als ein Kriticus, indem ich, wie bey den andern Materien, die Urtheile verschiedener Schriftsteller geprüfet habe." Ueber dieses hat der H. v. C. auch alle Personalstreitigkeiten vermieden, und auch in diesem Stück dem Herrn Bayle nicht gefolget, welcher seinen Erztfeind, den Herrn Jurieu, einen bekannten Theologen, so oft er auch nur die Gelegenheit dazu mit Haaren heranziehen kann, auf das bitterste angreift; welche Feindschaft, wie der Abt Olivet in den Baylischen Anekdoten berichtet, von der allzu vertrauten Freundschaft des Herrn Bayle mit der Madame Jurieu eigentlich soll hergekommen seyn.

Was nun die Richtigkeit der in diesem Werk gegebenen Nachrichten, als den Hauptpunct, anbelanget, so würden wir allerdings unbillig handeln, wenn wir bei einer so weitläuftigen Arbeit gar keine Fehler verzeihen wollten. Bayle schreibt selbst, (und er redet aus der Erfahrung) es wäre genug, wenn man in einem solchen Wörterbuche auf jeder Seite nicht mehr, als 7 bis 8 Fehler machte. Der Herr von Chaufepie gesteht seine Fehler im voraus, und bittet um Belehrung. Thut er es aus bloßer Bescheidenheit, so hat er doch auch zugleich seine Schuldigkeit gethan. Er hat recht, er hat mannichfaltig gefehlet; vielleicht zum Theil deswegen, weil er gewisser Hülfsmittel beraubet worden, welche er anfangs hatte. Es scheinet, daß er nicht allemal die rechten Quellen finden oder erreichen können, und daß er folglich, da er freylich nicht allwissend ist, öfters hat denken müssen: Narravere patres et nos narrabimus.

Wir waren willens, einige Fehler des Herrn von Chaufepie anzuzeigen: weil uns aber dieses bey unserm Vorhaben in allzu große Weitläuftigkeiten würde verwickelt haben, so sind wir genöthiget gewesen, unsern Vorsatz fahren zu lassen. Wer uns indessen eines ungegründeten Tadels beschuldigen wollte, dem sind wir erböthig, die Gründe unserer Meynung vor Augen zu legen.

Wir glauben indessen doch, daß die Ehrfurcht, welche wir Deutschen für solche prächtig betitelte Werke der Ausländer zu haben pflegen, gar bald eine Deutsche Uebersetzung dieses Werks zuwege bringen wird; und wir sind auch weit entfernet, dieses Unternehmen für unnütz zu erklären. Nur wünschen wir, zur Ehre der Deutschen, daß die Aufsicht darüber einem Manne möge an-

vertrauet werden, welcher die Fehler der Urschrift zu verbessern im Stand ist[1]), und nicht etwan gar dieselben mit den Fehlern seiner eigenen Unwissenheit vermehret.

Der Schluß dieser Recension ist gegen Gottsched gerichtet, der in derselben Weise und fast mit denselben Worten angegriffen wird wie in dem Feuilleton der Vossischen Zeitung. Lessing hat dabei die Uebersetzung des Bayle im Auge, welche Gottsched 1741—44 herausgegeben hatte.

Unbedeutender und auch weniger charakteristisch ist die Anzeige eines Werkes über seltene Bücher, „einen der angenehmsten Theile der Gelehrtengeschichte", wie Lessing einmal sagte. Sie befindet sich im 18. Stück vom 30. April 1751 S. 143 f. Freytag, der Verfasser der besprochenen Schrift, wird einige Jahre später von Lessing erwähnt.[2]) (Hempel-Ausg. XIX, S. 39.)

Leipzig.

Analecta Litteraria de libris rarioribus, edita a Friedr. Gotthilf. Freytag. J. C. In Officina Weidmanniana. 1750. In Octav, 3 Alphab. 2 Bogen.

Wir kennen die Stärke des Hrn. Freytags, eines würdigen Sohns des gelehrten Rectors in der Schulpforte, in der gelehrten Geschichte, und müssen unser Vergnügen über diese seine wohlgerathene Arbeit bezeigen. Dieses Werk ist dadurch entstanden, daß er in des Herrn Vogts und Herrn Gerdes Verzeichnisse seltener Bücher alles eingetragen hat, was ihm anderwärts von seltenen Büchern vorgekommen ist, womit er sich bey den Liebhabern der gelehrten Geschichte vielen Dank verdienen wird. Dürfen wir eine kleine Anmerkung machen, so ist es diese, daß es kein sicheres Kennzeichen der Seltenheit eines Buchs ist, wenn dessen Verkauf in dem einen oder dem andern Lande verboten

---

[1]) V. Z. „Sollten diese Supplemente übersetzt werden, so hoffen wir, daß die Aufsicht einem Manne wird übergeben werden, der alle dergleichen Unrichtigkeiten zu verbessern im Stande ist.

[2]) In der Recension über Widekinds Verzeichniß von raren (Hempel-Ausg. a. a. O. unrichtig: „neuen") Büchern.

worden. Auf dem Titelkupfer sehen wir das Haupt der Medusa in einen Namen verwandelt. Wenn es, wie wir glauben, der Name irgend einer L. Schönheit ist, so kann man es auf unterschiedene Art erklären, warum er hier seinen Platz gefunden hat.

Am deutlichsten trägt die Recension, welche sich im 44. Stück vom 29. Oktober (S. 345—347) befindet, den Stempel der Lessingschen Autorschaft. Sie behandelt den berühmten spanischen Bettlerroman Guzman de Alfarache, dasselbe Werk, das Lessing kurz zuvor in der Vossischen Zeitung (9. Oktober 1751) angezeigt hatte.[1] Während diese Anzeige sich wesentlich auf eine kurze Inhaltsangabe beschränkt, spricht der Recensent der Critischen Nachrichten eingehend über Matteo Aleman, den Verfasser des Romans, und geht dabei mit Jöcher, dem berühmten Verfasser des Gelehrten-Lexicons und anerkannten Hauptmeister der Gelehrten-Historie jener Zeit, scharf ins Gericht.

Leipzig.

Lustige Lebensgeschichte Gußmanns von Alfarache, andern zum Beyspiele von ihm selbst beschrieben, und ihres besondern Inhalts wegen ins Deutsche übersetzt. Mit vielen Kupfern. Bey Carl Ludwig Jacobi 1751. in 8. 1 Alphab. 6 Bogen.

Dieser Roman verdient es, daß wir seiner vor vielen andern gedenken. Wir wollen erst von dem Verfasser und alsdann von dem Werke selbst reden. Bey beyden werden einige kleine Anmerkungen zu machen seyn, die vieleicht ihre Stelle bezahlen.

Der Verfasser ist Matheo Alemann. Es wird sich der Mühe verlohnen, zu sehen, was uns das Jöchersche Gelehrtenlexicon von ihm sagt: Matthäus Alemann, heißt es in der neuen Ausgabe, ein Spanier oder Italiäner, war geheimer Secretarius bey Philippo III. im Anfange des 17ten Seculi; legte sich auf die Humaniora, erwehlte aus Liebe zu den Studiis ein Privatleben, übersezte den Horatium in die spanische Sprache,

---

[1] Hempel-Ausg. XII, S. 463 f.

und gab das Leben Antonii von Padua, Commentarios linguae castellanae und andere Schriften heraus. Ant. Si. Hier sind wenigstens so viel Schnitzer als Zeilen.[1]) Wir wollen sie, mit Erlaubniß des Hrn. D. Jöchers anzeigen, welcher ein viel zu billiger Gelehrter ist, als daß er darüber ungehalten werden sollte. Die Quellen, woraus er geschöpft haben will, sind des Antonius spanische Bibliothek, und des Sibers Schediasma von den berühmten Alemannen. Das letztere haben wir nicht bey der Hand, wir können also nicht entscheiden, ob ein Blinder einen blinden Führer gehabt hat; so viel aber können wir unwiedersprechlich beweisen, daß er den Antonius unmöglich kan zu Rathe gezogen haben; sonst würde er vielleicht dessen Druckfehler abgeschrieben, nimmermehr aber solche unverantwortliche Fehler begangen haben. Die Wahrheit zu gestehen, so ist es nicht der einzige Artikel, wo wir das Gelehrtenlexicon überführen können, daß es sich solcher Wehrmänner[2]) rühmt, die es nimmermehr nachgeschlagen hat. Doch zur Sache.

Alemann ein Italiäner oder Spanier. Diese Ungewißheit ist sehr wunderlich. Es ist wahr, daß man Italiäner dieses Namens hat, allein man hat auch Deutsche, welche so heißen. Warum hat man nicht auch dazu gesetzt oder ein Deutscher? Wenn man den Antonius nachgesehen hätte, so würde man gefunden haben, daß er ihn Hispalensem nennt; und dieses ist er, wie er es selbst auf dem Titel seiner Werke bezeugt, wo er sich natural vezino de Sevilla nennt.

Geheimer Secretarius bey Philippo dem III. Antonius giebt ihm einen Theil des ministerii regiarum tractandarum rationum und er selbst nennt sich blos criado del Rey Don Felipe III. Was man also mit Grunde sagen kan, ist, daß er mit den Königl. Einnahmen zu thun gehabt, und wohl gar, wie wir muthmassen, in Mexico, wo er sich eine Zeitlang aufgehalten hat.

Uebersetzte den Horatium in die spanische Sprache. Auch dieses ist falsch. Erstlich hat er niemals den Horatium son-

---

[1]) Vgl. eine Stelle in den Litteraturbriefen (IX, S. 42): „So viel Zeilen, so viel unverzeihliche Fehler" und in der Vorrede zum Marigny (XIX, S. 79): „Es wird nicht viel fehlen, daß nicht in jeder Zeile, die von den Saracenen handelt, ein häßlicher Fehler liegen sollte."

[2]) Vgl. über diesen Ausdruck S. 104.]

dern nur einige Stücke desselben übersetzt; zweytens sind auch diese Stücke niemals gedruckt worden. Die spanische Bibliothek sagt: Algunas Traduciones de Horacio in schedis msctis vidisse se refert Thomas Tamajus.

Schrieb commentarios linguae Castellanae: Dieser Umstand wird alsdann wahr werden, wenn man einen kleinen Tractat über die spanische Rechtschreibung einen Commentar über die spanische Sprache wird nennen können.

Und andre Schriften. Diese andre Schriften sind nicht mehr als noch eine einzige, und zwar die wichtigste; die gegenwärtige Lebensbeschreibung nemlich des Bettlers Guzmann de Alfarache. Ehe wir von diesem Werke ein paar Worte sagen, müssen wir bey Gelegenheit erinnern, daß die Unwissenheit der spanischen Sprache den Verfassers[1]) des Gelehrtenlexicons in recht lächerliche Fehler hat fallen lassen. Zum Exempel man weiß daß die Spanier einen besonderen Buchstaben ñ haben; und man weiß wie er ausgesprochen wird. Ueberall aber hat Hr. D. Jöcher dieses ñ vor ein gedoppelt n angesehen, und es ganz säuberlich in einen nn verwandeln lassen. Doch dieses wäre vielleicht eine Kleinigkeit. Vor einigen Tagen fielen wir in dem Herumblättern auf eine Stelle, wo es von einem gewissen Schriftsteller heißt, er solle geschrieben haben Natural de la ciudad de Alteran en Alemania la baxa d. i. gebürtig aus der Stadt Alteran in den Niederlanden. Wer sieht nicht daß hier auf die lächerlichste Art die Bezeichnung der Vaterstadt des Schriftstellers zu einem Werke desselben ist gemacht worden?

Doch auf das Buch zu kommen, welches uns zu dieser kleinen Ausschweiffung Gelegenheit gegeben hat, so wird man wissen, daß es eigentlich eine Nachahmung des spanischen Romans Lazarillo de Tormes[2]) sey. Es ist aber vielleicht die einzige Nachahmung, welche ihr Original übertroffen hat. Sie fand in Spanien einen so allgemeinen Beyfall, daß der erste Theil in sieben Jahren fünf und zwanzig mal mit Privilegiis gedruckt ward, ohne die Nachdrucke zu rechnen. Doch in Spanien nicht allein; sie ward fast in alle Europäische Sprachen übersetzt, und überall fand sie eben so viel Bewunderer als Leser. Besonders haben die Fran-

[1]) Druckfehler für: Verfasser.

[2]) Lazarillo de Tormes war der erste spanische Roman im sogenannten gusto picaresco.

zosen sie zu dreyenmalen übersezt. Die erste Uebersetzung ist von einem gewissen Chappuis, und die zweyte von einem Manne, den viele aus andern Werken, wenige aber als den Uebersetzer des Guzmann d'Alfarache kennen, von dem unglücklichen Dichter Chapelain. Die neueste französische Uebersetzung ist diejenige, nach welcher man die gegenwärtige deutsche verfertiget hat. Sie ist von dem Originale nicht wenig unterschieden, weil ihr Verfertiger sie allzusehr nach dem französischen Geschmake einzurichten gesucht hat. Uebrigens darf man nicht glauben, dass dieses die erste deutsche Uebersezung ist; wir haben schon eine von Aegidio Albertino, von welcher wir aber nichts sagen können, als daß sie seinen andern Uebersetzungen aus dem Spanischen, zum Exempel den Werken des Guevara, vollkommen gleich sieht.

Von dem Inhalte tragen wir Bedenken etwas zu sagen. Wem wird es schwer werden zu errathen, was in der Lebensgeschichte eines Bettlers vorkommen kan? Man wird alles darinne suchen, was darinne vorkommt, nur vielleicht die vortrefliche Moral nicht, welche die abwechselnden Scenen der niedrigsten Lebensart ebenso nüzlich macht, als sie angenehm sind.

Die neue deutsche Uebersetzung begreift bis jezo nur die ersten drey Bücher; daß der Rest ehestens folgen werde, daran ist kein Zweifel.

Daß diese Recension von Lessing geschrieben ist, wird niemand bezweifeln. Von einzelnen Ausdrücken und Wendungen abgesehen, kennzeichnet ihn die ganze Art und Weise, in der er sich an den Aufgaben der zu seiner Zeit so beliebten, aber meistens höchst pedantisch behandelten Gelehrtengeschichte betheiligt. Mit ernster Gründlichkeit vertieft er sich in seine Arbeit, um über einen interessanten Schriftsteller und dessen Werke sichere Kunde zu gewinnen. Aber wir erkennen in ihm zugleich den Dichter des „jungen Gelehrten“: ohne selbst vor anerkannten Autoritäten zurückzuschrecken, wirft er dem Gelehrtendünkel den Fehdehandschuh hin. Sein Vorbild ist Bayle: wie dieser an seinen Vorgängern, besonders an Moreri, scharfe Kritik geübt hat, so weist Lessing dem Verfasser des berühmtesten Ge-

lehrtenlexikons seiner Zeit zahlreiche Fehler nach. Auch darin gleicht er Bayle, daß er kurzen Sätzen oder Satztheilen längere gelehrte Anmerkungen folgen läßt, ähnlich wie er es später, z. B. im Leben des Sophokles, gethan hat.

Vermuthlich gehört der Hauptheil der Recension, der die Angaben über Mateo Aleman und dessen Schriften enthält, mit den bekannten Artikeln der kritischen Briefe von 1753 (Hempel-Ausg. VIII, S. 256—270) zu der allgemeinen Kritik des Jöcherschen Werkes, die Lessing 1752 in Wittenberg unternahm und von der er einige Bogen sogar schon drucken ließ.

Auch die Anzeige eines hymnologischen Werkes, die sich im 48. Stück der Critischen Nachrichten vom 26. November (S. 384) befindet, ertheilt einen Angriff auf Jöcher, weshalb man sie Lessing zuschreiben möchte.

Gotha.

Analecta hymnica, das ist, merkwürdige Nachlesen zur Liederhistorie aufs neue mit vielem Fleiße gesammlet, und den gelehrten Liederfreunden zum Dienste in den Druck gegeben von Joh. Caspar Wezeln, Hofpredigern und Archidiakono in Römhild, bey Christian Mevius 1751. 8. 1tes und 2tes Stück.

Die Liedergeschichte, welche der ehrliche Herr Wezel ans Licht gestellt hat, ist bekannt genug. Sie verdienet auf einer Seite einen sehr großen Beyfall. Ob man ihr aber das claßische Ansehen beylegen könne, welches ein Buch haben muß: wenn es in einem Gelehrtenlexiko unwiedersprechliche und vollständige Beweise ablegen soll: das ist eine andere Frage. Indessen ist Herr Wezel so glücklich gewesen, in dem Leipziger Namenbuche dieser Art bis auf eine solche Höhe der Ehre und des Credits erhoben zu werden. Es sey fern, daß wir hiemit Herr Wezeln für einen Lügner ausrufen, oder ihm seinen Ruhm nicht gönnen wollten. Man muß uns ganz anders verstehen. Und wer Verstand hat, der siehet es ohne Schwierigkeiten ein, wie wir verstanden werden müssen. Wir

behalten Recht, und unsere Liederhistorie bleibt deswegen doch ein gutes Buch. Es hat dieselbe den Titel einer Hymnopöographie und bestehet aus 4 Theilen in 8. Der erste ist 1719, der andere 1721, der dritte 1724 und der vierte 1728 heraus gekommen. Der fünfte würde mit samt den Zusätzen 1735 ohnfehlbar auch erfolget seyn: wenn nicht der Verleger des Werks mit Tode abgegangen wäre. Dieser Verleger war der nun selige Herr Friedrich Rothscholz, welcher aus Herrnstadt in Schlesien, sonst aber in der Tauberschen Handlung zu Nürnberg war. Er muß Ursachen gehabt haben, auf den Titel der Liederhistorie vorzugeben, als wenn sie zu Herrnstadt erschienen wäre: Da sie doch, wie der gewissenhafte Herr Wezel erinnert, an einem andern Ort gedruckt ist. Sterbefälle der Amtsbrüder, wiederholte schwere Krankheiten und andere Umstände des Herrn Verfassers sind darzu gekommen, und haben die Fortsezung der so gut angefangenen Arbeit so lange verhindert, daß wohl mancher geglaubt haben mag, Herr Wezel sey schon lange in seine Ruhe eingegangen. Wir selbst müssen es gestehen, daß wir diesem Gedanken Plaz gelassen haben. Allein, unvermuthet wird Herr Wezel gleichsam von den Todten wieder lebendig, und fängt an, seine fernere Liederbemühungen Stückweise gemein zu machen. Viererley werden wir in dieser getheilten Schrift, bey welcher er alle mögliche Eilfertigkeit verspricht, zu lesen haben; nemlich 1) des Herrn Auctors Supplementa zu den herausgekommenen vier Theilen der Liederhistorie. 2) Eben desselben Hymnopöographie und zwar dem fünften Theile nach. 3) Noch desselben Biblioth. hymnicam, oder Nachricht von Liederschriften. 4) Des Herrn Nikol. Sprangers, Predigers in Klugenthal an der Böhmischen Gränze, Aufsaz von Bergreihen, und von Dichtern solcher Bergmannslieder. Der Anfang ist in diesen beyden ersten Stücken gemacht; ja von den Bergreihen hat Herr Spranger schon ausgeredet. Doch, es wird sich wol etwas anders finden.

Zum Schluß bringe ich noch zwei Recensionen zum Abdruck, die das von Lessing oft erwähnte weitschichtige Werk David Clements über seltene Bücher besprechen. Sie befinden sich in den Jahrgängen 1753 und 1754 der Vossischen Zeitung und rühren sicher von Lessing her. Warum sie im 19. Band der Hempel-Ausgabe nicht mit-

getheilt sind, vermag ich nicht einzusehen. Das 96. Stück vom 11. August 1753 enthält folgenden Artikel:

Bibliotheque curieuse historique et critique ou Catalogue raisonné des livres dificiles à trouver par David Clement. Tome quatrieme. à Hannover chez J. G. Schmid 1753 in 8v. 2 Alph. 16 Bogen. Die Liebhaber der gelehrten Geschichte können nicht anders, als sich über den Fortgang dieses vortreflichen Werks freuen. Ob sie gleich im voraus über die Anzahl der Bände, zu welchen es anwachsen muß, erstaunen; so müssen sie doch auch dem Verfasser wegen der Begierde, so viel möglich etwas vollständiges zu liefern, keinen gemeinen Dank schuldig zu seyn erkennen. Dieser 4te Theil fängt mit der Bibel in französischer Sprache an, und geht bis auf Boh. Es herrscht eben derselbe Fleis, eben dieselbe Genauigkeit darinne, welche in den vorhergehenden geherrscht hat. Da es aber beynahe eine Unmöglichkeit ist, alle Fehler bey einer solchen Arbeit zu vermeiden, so würde es unbillig seyn, sich aus Anzeigung derselben ein Verdienst zu machen. Sonst haben wir auch verschiedene Lücken bemerkt, welche vielleicht zu einer guten Nachlese einmal Gelegenheit geben können. So haben wir z. E. die raren Werke des Stephanus Binet in diesem Theile vergebens gesucht; besonders sein Abregé des vies des principaux Fondateurs des Religions etc. Desgleichen findet man auch nur ein einziges Werk von dem Henrico Bogueto, einem Gelehrten von dem man in dem Jöcherschen Lexico gar keine, und sonst sehr wenige Nachricht lieset, angemerkt; seine observationes in consuetudines generales Comitatus Burgundiae sind ausserordentlich rar. Ferner haben wir des Jani Bircherodii breviarium equestre ungern vermißt; und was dergleichen Auslassungen mehr sind, die aber der Brauchbarkeit des Werks selbst nur sehr geringer[1]), oder vielmehr gar keinen Abbruch thun. Kostet in den Voßischen Buchläden 2 Thlr. 12 Gr.

Der fünfte Band desselben Werkes wurde dann im 114. Stück vom 21. September 1754 angezeigt.

Bibliotheque curieuse historique et critique ou Catalogue raisonné de livres difficiles à trouver par

[1]) Druckfehler für: geringen.

David Clement. Tome cinquieme. à Hannover chez J. G. Schmid 1754. In 4to. 2 Alphb. 15 Bogen. Dieser fünfte Theil geht von Boi—Bzo und enthält also gleichfalls nur einen mäßigen Theil eines einzigen Buchstabens. Man wird aber auch dafür in diesem kleinen Raume schwerlich etwas vermissen, welches in den Plan des Herrn Clement gehöret. Spuren einer erstaunlichen Belesenheit und glückliche critische Entdeckungen, wird man überall antreffen, und besonders wird den Kennern in diesem Theile die genaue und sorgfältige Bemerkung aller Schriften des Jordanus Brunus, welche allein auf 7 Bogen einnimt, nicht anders als angenehm seyn. Da der Herr Verfasser sie fast alle selbst bey der Hand gehabt hat, so ist er im Stande gewesen, verschiedene Zweifel zu heben, die besonders Bruker, in seiner critischen Geschichte der Philosophie, wider die Ausgaben derselben, und wider verschiedne Lebensumstände dieses berufenen Italiäners gemacht hat. Wir glauben nicht, daß es nöthig seyn wird, ein Werk weiter anzupreisen, welches einmal in dieser Art von Litteratur ohnfehlbar eine der vornehmsten Quellen werden wird. Die Grösse zu der es anwachsen muß, kann ein neuer Bewegungsgrund seyn, sich dasselbe theilweise anzuschaffen, ehe es noch durch seinen Preis selbst unter die raren Bücher gesetzt zu werden verdienet. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Rthlr. 12 Gr.

---

4. Lessing über Euklid.

In dem berühmten Schluß der Hamburger Dramaturgie rechtfertigt sich Lessing wegen seiner Vorliebe für die Poetik des Aristoteles. „Das Wesen der dramatischen Dichtkunst erkenne ich vollkommen so, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich stehe nicht an zu bekennen (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden), daß ich sie für ein ebenso

unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind."

Die Keime dieses Ausspruchs finden sich in der interessanten Recension eines philosophischen Werkes, die das 34. Stück der Critischen Nachrichten vom 20. August 1751 (S. 271 f.) enthält. Von der Poetik des Aristoteles heißt es hier, daß ihre „Vorschriften von den Mustern hergenommen seien, deren Schönheit eine allgemeine Empfindung erkennet hatte." In Bezug auf die Sicherheit der Resultate und die Zuverlässigkeit der Regeln wird das Werk des Aristoteles den Elementen des Euklides gleichgestellt.

Die Recension darf ohne Zweifel als eine recht charakteristische Jugendarbeit Lessings betrachtet werden. Schon auf der Meißener Fürstenschule, wo durch seinen Lehrer Klimm das Interesse an dem mathematischen Studium in ihm geweckt wurde, hegte er die Hochachtung vor Euklids Elementen, die sich in dem Artikel äußert. Einzelheiten des Stils brauchen nicht hervorgehoben zu werden; nur auf die echt Lessingsche Begründung möchte ich hinweisen, weshalb gewisse Philosophen („die große Menge der kleinen Nachahmer des Freiherrn von Wolf") sich von den Mathematikern unterscheiden: „die Spinne muß nach andern Regeln weben als der Seidenwurm."

Leipzig.

Introductio plana in philosophiam, complectens genuinas iuxta quas intellectus humanus operatur leges Geometriae Euclideae ope erutas atque dilucidatas. Conamen I. Auctore Jo. Jac. Hentschio, Phil. Mag. Lusato. Apud haer. Lankisii 1751. In Octav, 1/2 Alph. und 4 Kupfertafeln.

Daß Euklides der wahre Lehrmeister der Methode sey, ist von allen vernünftigen Philosophen erkannt worden, und die Alten, welche unsere itzige Gelehrten, wie bekannt, so sehr verehren und ihnen so wenig nachahmen, hielten die Erlernung der Geometrie für ein Stück einer guten Auferziehung. Doch Cicero hat gesagt,

es könne nichts so thörichtes gesagt werden, das nicht ein Philosoph gesagt hätte; und daher ist es kein Wunder, daß es Philosophen giebt, die einen erstaunlichen Unterschied unter der mathematischen und philosophischen Methode machen und ihn selbst in ihren Schriften beobachten. Für diese Philosophen ist es auch nöthig, daß sie sich in der Lehrart von den Mathematikverständigen unterscheiden; denn die Spinne muß nach andern Regeln weben, als der Seidenwurm. Ob sich aber, eine Menge Grillen beyseite gesetzt, die wahren und nützlichen Regeln zu Leitung unseres Verstandes irgendwo besser herleiten lassen, als aus dem Verfahren desjenigen Schriftstellers, dem man in so vielen Jahrhunderten keinen einzigen Irrthum hat zeigen können, und dessen Lehren der Grund von dem größten Theile desjenigen sind, was noch itzo die Menschen gewiß wissen, das kann man aus gegenwärtigem Werk des Hrn. M. Hentschens abnehmen. Man findet hier das erste Buch des Euklides abgedruckt und dabey angemerket, wie das darinne beobachtete Verfahren uns auf die Regeln von den Erklärungen, Grundsätzen, Beweisen, Schlüssen ꝛc. führet; daß man also hier die logischen Regeln beysammen antrift, deren Nutzen und Wahrheit so zu reden die Erfahrung vieler Jahrhunderte bestätiget hat; eben wie die Vorschriften in des Aristoteles Poetik von den Meistern hergenommen sind, deren Schönheit eine allgemeine Empfindung erkennet hatte. Man darf auch nicht glauben, als habe der Hr. M. Hentsch hier nur das wiederholet, was in hundert andern Logiken stehet, die auch methodo scientifica geschrieben sind, und diese Methode lehren. Eine große Menge der kleinen Nachfolger des Freyherrn von Wolf kennet den Euklides nicht weiter, als dem Namen nach. Der Hr. M. H. hat ihn mit demjenigen Fleiß und Nachdenken gelesen, mit welchem man einen Schriftsteller lesen muß, wenn man dessen Art zu denken sich eigen machen will. Und da er ihn auch einigemal in Vorlesungen andern erkläret hat, so hat er von der wahren mathematischen Methode, welche denen, die am meisten damit pralen, oft eben so schlecht bekannt ist, als denen, die sie, wie der Fuchs die Trauben, verachten, was gründliches anmerken können, und seine Schrift verdienet die Achtung aller, denen die Leitung des Verstandes nicht was gleichgültiges ist. Ausser dem eigenen Nachdenken, das sich in diesem Aufsatze zeiget, weiset er auch eine vollkommene Kenntniß der alten und neuen Weltweisen und Mathematikverständigen, die etwas zu seinen Ab-

sichten gehöriges haben, und trägt seine Gedanken in einer Schreibart vor, die sich ebenfalls von der Barbarey der gemeinen Philosophen merklich unterscheidet. Er verspricht mehrere philosophische Abhandlungen, zu denen gegenwärtige ein Verlangen erregen kann.

Weniger eingehend ist im 44. Stück vom 29. Oktober 1751 (S. 348) die Fortsetzung des Werkes angezeigt.

Von des Hrn. M. Hentschens letztens erwähnter Introductione plana in philosophiam ist das Conamen II. heraus gekommen. Er hat es logicam quantitatum genannt, weil es das II. Buch des Euklides und bey dessen Veranlassung die Grundsätze der Rechenkunst besonders der Buchstabenrechnung enthält. Diejenigen, welche sich vor dem a x b — x als vor Zauberzeichen fürchten, können aus des Hrn. M. H. Arbeit sehen, daß kein übermenschlicher Verstand dazu gehöret, und daß sich über ihre Unbegreiflichkeit beklagen heißt sich Schuld geben, daß man entweder zu träge, sich mit einer Uebung des Verstandes die ihren Nutzen durch unzähliche Proben gerechtfertiget hat, zu beschäftigen, oder gar ein Dummkopf ist. Hr. M. Hentsch zeigt eine gründliche Einsicht und schöne Belesenheit nicht in den gemeinen Handbüchelchen, sondern in den Erfindern und Originalscribenten, von denen die meisten, auch die mit der Mathematik pralen nicht viel mehr als die Namen kennen.

---

5. Kritiken über Gottsched.

In den Jahrgängen 1748 und 1749 der Berlinischen privilegirten Zeitung und in den Critischen Nachrichten auf das Jahr 1751 befinden sich mehrere scharfe Kritiken über Werke Gottscheds. Als Verfasser derselben galt zur Zeit ihres Erscheinens wohl allgemein Mylius selbst, der die Zeitschriften herausgab. Ein Zeugniß gewährt der von mir früher (S. 74 f.) erwähnte Brief (vom 12. Februar 1751), welchen Oelrichs an Gottsched richtete. Den Anfang habe ich schon mitgetheilt; der Schluß lautet:

„Ich habe dem Hrn. Mylius wegen der ehemaligen scharfen Beurtheilung Dero Grammatik von der Jubelode[1]) nichts sagen mögen.

P. S. Was ich von Hrn. Mylius vermuthet ist geschehen, wie ich eben aus denen critischen Nachrichten ersehe, weshalb ich mich auf die Beylage[2]) beziehe."

Die „scharfe Beurtheilung" der Grammatik Gottscheds hatte in Nr. 143 und 144 der Berl. priv. Zeitung vom 28. und 30. November 1748 gestanden; die Jubelode aber wurde in dem 7. Stück der Critischen Nachrichten besprochen, das Oelrichs jedenfalls als „Beylage" seinem Briefe an Gottsched beifügte. Oelrichs glaubte offenbar, daß Mylius beide Recensionen selbst geschrieben hatte. Allein es fragt sich, ob nicht vielmehr Lessing als der Verfasser anzusehen ist.

Leipzig. Bernhard Christoph Breitkopf hat verwichne Michaelsmesse geliefert: Grundlegung einer deutschen Sprachkunst; nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasset von **Johann Christoph Gottscheden.** 8. $1^1/_2$ Alphabet. Endlich erscheinet die so lange versprochne deutsche Sprachlehre des Hrn. Prof. Gottscheds in Leipzig, von welcher wir itzo einige Nachricht geben wollen. Er hat sie den deutschen Gesellschaften in Königsberg und Göttingen zugeschrieben. Fast gleich zu Anfange meldet der Herr Professor der gelehrten Welt, daß er 48 Jahr alt ist, und, daß er 24 Jahre über seiner Sprachlehre gearbeitet, daß er im 18. Jahre seines Alters rein deutsch zu schreiben angefangen, und daß ihm dieses Buch unter allen seinen Büchern die meiste Mühe gekostet hat. Vielleicht ist es auch das beste unter

---

[1]) Zur halbhundertjährigen Geburtstagsfeier des Königreichs Preußen.

[2]) Danzel hat die Beilage, die er als fehlend bezeichnet, nicht gekannt, deshalb auch seiner ausdrücklichen Erklärung gemäß (Gottsched und seine Zeit. S. 264) den Brief nicht verstehen können.

allen seinen Büchern. Wir merken aus der Vorrede nur noch an, daß er einem fränkischen Sadducäer das Maul stopfet, welcher sich träumen lassen, niemand, als ein gebohrner Franke, könne gut deutsch reden. Wir erinnern uns, daß vor einiger Zeit der Hr. Prof. Christ in Leipzig, ein gebohrner Franke, in einem recht altfränkisch geschriebenen deutschen Werkchen, dergleichen vorgegeben. Der Hr. Prof. Gottsched beantwortet dieses Vorgeben hauptsächlich durch Anführung vieler guter deutscher Scribenten aus andern deutschen Provinzen; wiewohl verschiedene davon hätten weg bleiben können. Diese Sprachlehre besteht aus den gewöhnlichen 4 Theilen, aus der Rechtschreibung, Wortforschung, Wortfügung und Tonmessung. Der Hr. Prof. redet in der Vorrede mit einer ungewohnten Bescheidenheit von diesem Werke. Er bittet sich von jedermann die Anzeigung der darinnen enthaltenen Fehler aus, und wir nehmen uns also um desto eher die Freyheit, einige, welche wir, bey dem Durchblättern, nach unserer Einsicht, bemerket haben, anzuführen. Seine Erklärung der Sprachlehre lautet also: „Eine Sprachkunst ist eine gegründete Anweisung, wie man die Sprache eines Volkes, nach der besten Mundart desselben, und nach Einstimmung der besten Schriftsteller, richtig und zierlich, so wohl reden als schreiben solle.“ Erst merken wir an, daß hier falsch *Sprachkunst* anstatt *Sprachlehre* steht; denn dieses Wort bedeutet die Anweisung zu einer Sprache, jenes aber die Fertigkeit in derselben; eben so, wie der Hr. Prof. selbst einen solchen Unterschied zwischen *Beredsamkeit* und *Redekunst* gemacht hat. Ferner, so ist *gegründete* vor *Anweisung* überflüßig, weil sich dieses von sich selbst verstehet. Ferner gehört es nicht in eine Erklärung, die Mittel einer Wissenschaft, welche man erklärt, in derselben anzuzeigen. Ferner ist auch *richtig und zierlich* überflüßig; weil, in philosophischem Verstande, den die Wörter in einer Erklärung haben müssen, derjenige eine Sprache gar nicht versteht, der sie nicht recht versteht. Endlich so ist es wider den Charakter einer guten Erklärung, daß eine Eintheilung, nämlich *reden oder schreiben*, mit hinein gebracht worden. Was das Verzeichniß der mit einem C sich anfangenden deutschen Wörter auf der 69. und 70. Seite anlanget, so halten wir nicht für rathsam, diesen Anfangsbuchstaben bey den eigenen Namen in K zu verwandeln, und z. E. anstatt Coblenz, Camburg, Camenz 2c. zu setzen: Koblenz, Kamburg, Kamenz; weil bey solchen Wörtern in vielen

Fällen sehr viel auf die einmal, obgleich oft falsch, angenommenen, Buchstaben, ankömmt.

Nr. 144. Wenn der Herr Prof. diejenige Provinz, deren Mundart in einem Lande die beste ist, bestimmen will, so sagt er, es sey diejenige, welche mitten im Lande liege. Woher will man aber beweisen, daß diese Provinz allemal gerade in die Mitte müsse zu liegen kommen? Man sagt zwar, daß in Orleans das beste Französisch gesprochen würde: aber die Pariser werden sich diesen Ruhm wohl nicht wollen abstreiten lassen. Nun liegt aber die Isle de France lange nicht mitten in Frankreich. London und Oxford liegen auch nicht mitten in England, und doch wird da gewiß das beste Englisch geredet. Wir wollen die Provinz in Deutschland, wo das beste Deutsch geredet wird, nicht nennen: aber sie liegt gewiß nicht mitten in Deutschland. Der Hr. Prof. sagt selbst, daß in Rom mit das beste Italiänisch gesprochen würde: Rom aber ist nahe an der See, und gar weit gegen Süden, gelegen. Der Herr Prof. kann nicht einsehen, warum Mater die erste Sylbe lang hat, die in Pater kurz ist, da keine physikalische Ursache davon vorhanden sey. Er würde die grammaticalische Ursache leicht entdecket haben, wenn er bedacht hätte, daß Mater von μητηρ und Pater von πατηρ herkömmt, η aber lang und α hier kurz ist. In dem Verzeichnisse der übersetzten Kriegskunstwörter klingt uns das Vortrab (Avantgarde) und Nachtrab (Arrieregarde) zu pferde mäßig. Besser würde es heissen: Vortrupp, Nachtrupp. Auf der 158. S. ist wohl Serenata allzu sehr eingeschränkt, wenn es durch Abendmusik übersetzt wird, und Violon klingt im deutschen besser durch Baßgeige; und Baß hat längst das deutsche Bürgerrecht bekommen. In dem Verzeichnisse der französischen Wörter können wir bey vielen ihre Abstammung nicht einsehen, z. E. wie Ambassadeur von Abgesandter herkömmt. So kömmt auch Farce wohl nicht von Fratze, sondern von farcio, foyer nicht von Feuerheerd, sondern von focus, hony soit etc. nicht von Hohn sey dem ꝛc. sondern von Hunnus etc. In diesem Verzeichnisse ist auch falsch angemerket, daß zerren ein plattdeutsches Wort sey, welches ganz Meissen und die ganze Lausitz bezeugen kann. Der Herr Prof. kann nicht begreifen, wo zeter seinen Ursprung her hat. Uns dünkt, es kömmt eben so gut von Caedes als mordio von Mord. Den fremden naturalisirten Wörtern setzt der Herr Prof. wider allen

Gebrauch, welchen er doch für den Dictator der Sprachlehre selbst erkennet, im Supino falsch das ge vor und sagt z. E. gescandiret anstatt scandiret; jenes klingt gar zu hanssachsisch. In dem Verzeichnisse der Zeitwörter erstaunen wir über die Menge fremder, seltsamer und Provinzialwörter, welche der Hr. Verf. ohne Bedenken mit in die deutsche Sprache aufnimmt. Doch genug hiervon. Wir melden nur noch, daß der Herr Prof. Gottsched eine vollständige Geschichte der deutschen Sprache und Poesie heraus zu geben verspricht. Wir vermuthen, daß sie, um des Titels willen, noch vor dem 23. April künftigen Jahres heraus kommen wird, weil gegenwärtiges Buch nicht nach dem 16. October dieses Jahres erschienen ist. Diese Sprachlehre ist in C. F. Vossens Buchladen, auf der Königsstraße, in der Viedebandischen Erben Hause, allhier für 18 Gr. zu haben.

Die Recension ist gewiß des jugendlichen Lessing nicht unwürdig; manches, wie die spöttische Anerkennung der Verdienste Gottscheds, die scharfe und klare Kritik der von Gottsched aufgestellten Definition, die Berufung auf den Sprachgebrauch in der Lausitz und Meißen, scheint auf ihn hinzuweisen.

Die beißend ironische Recension über Gottscheds „Jubelode“ steht im 7. Stück der Critischen Nachrichten vom 12. Februar 1751. (S. 53 f.)

Leipzig.

Das erhöhte Preussen, oder Friedrich der Weise, ein Gedichte, seinem werthen Vaterlande, zu dem den 18ten Jenner 1751 bevorstehenden funfzigjährigen Andenken seiner Erhebung zur Königlichen Würde, gewidmet, von **Johann Christoph Gottscheden.** Bey Bernhard Christoph Breitkopf, 1750. In groß Quart, 5 Bogen.

Wer zur Ehre seines Vaterlandes etwas unternimmt, dessen Handlung ist auch oft des guten Willens wegen zu loben. Der Herr Prof. Gottsched, welcher alle Gelegenheiten ergreift, Preussens, seines Vaterlandes, Ehre auszubreiten, hat eben diese Absicht bey Verfertigung dieses Gedichts gehabt. Seine Muse ist bekannt genug. Wir wollen also nur eine Stelle aus diesem Lobgedicht auf den König in Preussen, Friedrich I., anführen.

Wie nach verdrungner Nacht, dich, aufgeklärte Welt,
Der lichte Sonnenball durch seinen Glanz erhellet;
Die Dunkelheit vertreibt, und die verhaßten Schatten,
Die Dich mit blinder Furcht sehr oft gemartert hatten,
In hellen Tag verkehrt; Gespenst und Larven fliehn,
Die sonst den Erdenball mit Grausen überziehn:
So wirkte Friedrichs Stral.

Gleichwie die liebe Sonne — — Noch eine Stelle müssen wir anführen, weil wir darinnen ein Paar wichtige Anekdoten von des Herrn Verfassers Lebenslauf antreffen.

Der Tag, der Dich gesehn zuerst als König grüssen,
Hat mich der Mutterbrust zum erstenmal entrissen.
Mein Dienst war Dir geweiht, bis Dir ein früher Tod
Die Herrschenskunst gehemmt; mir aber Mars gedroht.

Diesem Gedicht sind viel gelehrte Anmerkungen beygefügt, worinnen wir unter andern Nachrichten von dem Osiris, von dem Orpheus, von den Yncas etc. antreffen. In einer wird gesagt, daß Joh. Gottsched eine Floram Prussicam geschrieben. Er hat aber nur des D. Loesels seine vermehrt herausgegeben.

Die in dem Jahrgange 1749 der Berl. priv. Zeitung enthaltenen Artikel, welche sich auf Gottsched beziehen, brauchen hier nicht abgedruckt zu werden, da sie in der zweiten Auflage der Danzel-Guhrauerschen Lessing-Biographie mitgetheilt sind. [1]) Ich begnüge mich damit, sie aufzuzählen und einige Bemerkungen hinzuzufügen. In der Recension über Gottscheds „Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und Künste“ (Band VIII, Stück 1) glaube ich eine Eigenthümlichkeit des Lessingschen Stils nachgewiesen zu haben. [2]) Die Fortsetzung der Zeitschrift (St. 3 und 4 des VIII. Bandes) wird im 86. Stück vom 19. Juli be-

---

[1]) Beilagen zum ersten Band. Vgl. oben S. 69 f.

[2]) Vgl. oben S. 66 f. Danzel-Guhrauer, Lessing. 2. Aufl. I, S. 495 f.

sprochen[1]); ob aber von Lessing, erscheint mir fraglich; jedenfalls rührt der Schluß der Recension, der über die bekannte Sonnenfinsterniß vom 25. Juli 1748 handelt, nicht von ihm, sondern von Mylius her. Anders verhält es sich mit den beiden witzigen Kritiken über Gottscheds Reden[2]) und neueste Gedichte.[3]) Hier wird man allerdings Lessings Feder vermuthen. In der Recension über Gottscheds neueste Gedichte findet sich folgende an einen schon bekannten Ausspruch Lessings erinnernde Stelle: „Er (Gottsched) hat hin und her gesonnen, was doch die Ursache davon sein möchte, daß sich seine poetischen Begriffe bisher noch nicht haben entwickeln wollen. Endlich hat er sich besonnen, daß er seine bisherigen Gedichte meistens zu Hause, zwischen vier Wänden, verfertiget" u. s. w. Ganz ähnlich heißt es bei der Besprechung von Gottscheds kritischer Dichtkunst im Dezemberheft des „Neuesten" (Hempel-Ausg. VIII, S. 129): „Er wußte selbst nicht, woran es doch liegen müßte, daß sie (Gottscheds Dichtkunst) noch nicht für vollkommen erkannt werden wollte. Endlich besann er sich, daß es in derselben noch an Anweisungen zu Sechstinnen, Ringelreimen, Madrigalen und andern dergleichen poetischen Marcipanen fehlte."[4])

---

[1]) Danzel-Guhrauer, Lessing. I, 2. Aufl. S. 504 f. Der von mir oben im Text erwähnte Schluß der Recension ist nicht abgedruckt.

[2]) Stück 67 vom 5. Juni 1749. Danzel-Guhrauer. I, S. 502 f. Auf der 12. Zeile des Textes steht im Originaldruck der Zeitung: misgegönnet (nicht: misgönnet).

[3]) Stück 138 vom 18. November 1749. Danzel-Guhrauer. I, S. 510 f.

[4]) Der Artikel des Neuesten, in welchem Gottscheds kritische Dichtkunst besprochen wird, ist in die Form eines mit P. S. unterzeichneten Briefes gekleidet. Daß dieser von Lessing herrührt, ist zwar bezweifelt worden (Hempel-Ausg. VIII, S. 126 Anm.), erscheint mir aber als sicher. Danzel (2. A. I, S. 195) citirt gerade das Urtheil über die kritische Dichtkunst als ein charakteristisches Beispiel für Lessings scharfe und treffende Polemik gegen Gottsched.

Die Critischen Nachrichten gewähren außer der Recension über die Jubelode nur geringe Ausbeute. In einem farblosen Artikel (Stück 9 vom 26. Februar 1751 S. 72) wird das Aufhören des „Neuen Büchersaals“ und die Herausgabe einer neuen Monatsschrift angezeigt.

Leipzig.

Der Herr Prof. Gottsched hat seinen neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste mit dem 10ten Bande, wovon jeder 6 Stück von 6 Bogen in 8. enthält, geschlossen, zugleich aber auch eine neue fast eben so beschaffene Monatschrift angekündiget, welche den Titel führen wird: Das neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. Jedes Stück wird mit einem Kupferstiche gezieret seyn. In dem letzten Stück des neuen Büchersaals ist des Herrn von Maupertuis Essay de Philosophie morale mit vielen Lobeserhebungen recensirt.

Ueber die ersten beiden Hefte der neuen Monatsschrift wird alsdann im 13. Stück vom 26. März 1751 (S. 102 f.) berichtet.

Leipzig.

Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. Jänner und Hornung 1751. In Octav, jedes Stück 5 Bogen und 1 Kupferstich.

Dieses ist der Anfang der Monatschrift, welche der Herr Prof. Gottsched an die Stelle seines neuen Büchersaals gesetzet hat. Es sind darinne neue zu der Naturlehre, der Erdbeschreibung, der Geschichte, den Sprachen und zum Reiche des Witzes, (bey welchem letztern die Bigarrure gute Dienste thut) gehörige Schriften recensiret, auch einige eigene dahin gehörige Abhandlung und kleine Gedichte darinne. Am Ende steht allemal eine Nachricht von den in Leipzig von der Kochischen Gesellschaft aufgeführten Schauspielen. In wie fern das trockne Verzeichniß aller im verwichenen Jahr in Königsberg herausgekommenen Disputationen, Einladungsschriften und Gelegenheitsgedichte mit zu der anmuthigen Gelehrsamkeit gehöret, deswegen mag sich der Herr Herausgeber verantworten. Folgendes im Jenner befindliche artige Sinngedicht auf einen einfältigen Bischoff, von welchem

man sagte, daß er Cardinal werden würde, wollen wir, weil es sich noch etwas weiter, als auf Cardinalshüte, erstrecken kann, seines erbaulichen Inhalts wegen, daraus mittheilen.

Umsonst denkt dich das Glück durch neuen Glanz zu schmücken.
Je mehr das Schicksal dich erhebt,
Je mehr wird alles, was da lebt,
Den dummen Gümpel nur erblicken.
So scharf ist itzt der Welt Gesicht!
Zwar Hüte pflegt der Papst zu schicken;
Doch Köpfe schicken kann er nicht.

In dem Jenner ist ein Stück vom Mond mit seinen Flecken, wie sie gegen den Rand immer ovaler werden, und im Februar die Erdkugel, wie die Berge und Meere auf derselben, nach des Moro Vorgeben, entstanden sind, vorgestellet.

Die Bigarrure war Lessing wohlbekannt; er hatte dieses belletristische Wochenblatt im 133. Stück der Berl. priv. Zeitung vom 6. November 1749 wahrscheinlich selbst angezeigt[1]) und in seinen „Beyträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters" benutzt. Das in der Recension mitgetheilte Epigramm verdient Lessings Beifall; es enthält die beiden von ihm geforderten Theile, Erwartung und Aufschluß, und namentlich der letztere ist gut ausgedrückt.

Schließlich sei noch daran erinnert, daß auch der oben (S. 135 ff.) abgedruckte Aufsatz über das Dictionnaire des Chaufepié einen Angriff gegen Gottsched enthält.

[1]) Der Artikel ist in den Beilagen zu Danzel-Guhrauer (2. Aufl. I, S. 509) abgedruckt.

6. Lessing über Klopstock, sowie über Klopstocks Anhänger und Gegner.

Noch bevor Mylius die Redaction der Berliner privilegirten Zeitung übernahm, hatte diese in ihren kurzen litterarischen Anzeigen bereits gegen Gottsched Partei genommen. Sie ließ sich im Gegensatze zur Spenerschen Zeitung, welche die Fahne des Leipziger Geschmacksrichters beharrlich hochhielt, von dessen Gegnern darüber belehren, „wie dunkel es noch bei dem Herrn Gottsched in der Erkenntniß von der Poesie aussehe".[1]) Ja, als die ersten drei Gesänge von Klopstocks Messias erschienen und den Kampf von neuem entfachten, erkannte sie die epochemachende Bedeutung der neuen Dichtung lobend an.[2])

Auch der jugendliche Lessing rechnete sich bekanntlich zu den Bewunderern des Messias; zugleich aber fühlte er sich seinem Grundsatze gemäß, daß man gegen einen großen Dichter unerbittlich sein müsse, zur schärfsten Kritik gedrungen. Diese äußerte sich zunächst in der entschiedenen Zurückweisung der urtheilslosen Verehrer des Messias. Ich glaube nämlich nicht zu irren, wenn ich die beiden folgenden Recensionen der Berl. priv. Zeitung Lessing zuschreibe. Die erste, die sich im 34. Stück vom 20. März 1749 befindet, ist gegen den Hallenser Professor Meier gerichtet, den „Wortführer der Klopstockianer", von dem Lessing später einmal sagte, er sei „der Geschickteste, von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle".

---

[1]) Nr. 18 vom 10. Febr. 1748.

[2]) In Nr. 81 vom 6. Juli 1748. Seltsamerweise hielt der unbekannte Verfasser des Artikels den Laublinger Pastor Lange für den Dichter des Messias.

Halle. **Georg Friedrich Meiers**, öffentlichen Lehrers der Weltweisheit zu Halle, Beurtheilung des Heldengedichts, der Messias. Verlegts, Carl Herrmann Hemmerde. 1749. Oct. 4 Bog. Der Herr Prof. Meier führet bittere Klagen wider die gelehrten Monatschriftler und Zeitungsschreiber, daß sie dieses Heldengedicht, oder vielmehr diesen Anfang eines Heldengedichts, noch nicht herausgestrichen haben; (welches gleichwohl nunmehr von einigen geschehen ist). Er setzet den Herrn Klopstock[1]), welcher der Verfasser dieses Gedichts ist, entweder zwischen den Homer und Virgil, oder gar über beyde; unter andern deswegen, weil, wie er bald anfangs sagt, die Priester in der Schweiz dieses Gedicht den Leuten auf den Kanzeln angepriesen haben. Was die Absicht dieses in der That von einem poetischen Geiste zeugenden Gedichts sey, erhellet aus dem Anfange desselben:

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte, die Liebe der Gottheit,
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stund Judäa
Wider ihn auf; er thats, und vollbrachte die große Versöhnung.

Wer nicht lateinische Hexameters scandiren kann, der wird bey Lesung dieser Verse gar oft mit seiner Zunge über etliche Silben weg stolpern. So wenig diese erwähnte Versart zu misbilligen ist, so klingt sie doch, wie sie hier ist, etwas gar zu Horazianisch, wo nicht gar Lucilisch. Es wäre rathsamer gewesen, das fließende Silbenmaaß des Virgils[2]) mit desselben epischer poetischer Schreibart zu verbinden. Doch man weis wohl, daß dieses eine Nebensache ist, und die großen Lobeserhebungen des Herrn Meiers in dem Innern dieses Gedichts ihren Grund haben. Doch scheinet es uns noch zu zeitig zu seyn, die Lobsprüche eines Gedichts so überaus

---

[1]) Vgl. Hempel-Ausg. I, S. 175: „Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet."

[2]) In den Litteraturbriefen (IX, S. 87) sagt Lessing, daß „alle lateinische Dichter in Ansehung der Harmonie weit unter dem Virgil bleiben."

hoch zu treiben und allgemein ausdrücken[1]), wovon nur für itzo noch ein kleiner Anfang vorhanden ist. Wem der große Umfang eines epischen Gedichts, und die unzählichen darinne vorkommenden scheinbaren Labyrinthe, nebst ihren Zugängen und Verbindungen zu einem ordentlichen Ganzen bekannt sind, und wer da weis, daß ein unerschöpflicher Witz dazu gehöret, ein so großes Werk mit gleichem Feuer auszuführen als anzufangen, der wird die Behutsamkeit brauchen, und den Ausgang eines solchen Unternehmens erwarten, eh er es über alles andere erhebt und im Ganzen so wohl, als in seinen erst vorhandenen Theilen, für vollkommen erkläret. Er wird, den Dichter aufzumuntern, wenigstens nur die schöne poetische und erhabene Schreibart und die lebhaften Bilder[2]) rühmen, welche ihm vor Augen liegen, von dem künftigen aber das beste hoffen. Wenn das Gedicht zu Ende und so ausgeführet seyn wird, wie es dem Herrn Prof. schon itzo zu seyn scheinet, so wird man nicht ermangeln, dasselbe bis in den Himmel zu erheben; ja man ist schon entschlossen, auf die Verfertigung dieses Heldengedichts, als eine sehr große That, alsdenn wieder ein Heldengedicht, unter den Namen: Klopstocks Messias, zu verfertigen und in 12 Büchern, auf ein mal, herauszugeben. Diese Beurtheilung ist in dem Vossischen Buchladen für 2 Gr. zu haben.

Der Recensent trägt Bedenken, ein Urtheil über ein Gedicht zu fällen, von dem erst ein kleiner Anfang erschienen ist. Uebereinstimmend äußerte sich Lessing zwei Jahre später im Septemberheft des „Neuesten", als er über die beiden folgenden Gesänge des Messias berichtete, und wiederholte dabei das Bild vom Labyrinthe: „Ich sahe es ein, und wer sieht es nicht ein? daß das Gedichte fertig sein müßte, wenn man von der Oekonomie desselben urtheilen wollte. Noch ist der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie er sich herausfindet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von

---

[1]) Druckfehler für: auszudrücken.

[2]) Klopstocks Bilder werden auch sonst von Lessing gelobt, z. B. VIII, S. 51, 207.

ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen und von zwanzig andern Sachen etwas sagen kann. Alles, was sich bis jetzt beurtheilen läßt, sind die Schönheiten der Theile, von welchen man nur hofft, daß sie ein schönes Ganze ausmachen werden." [1]) Gedanken und Ausdrücke weisen auf die Recension von 1749 zurück, so daß diese als Lessingisch angesehen werden darf.

Während Meiers Beurtheilung sich besonders auf den Inhalt des Messias bezog, suchte Johann Nathanael Reichel [2]) die Schönheit der Form zu entwickeln. Gegen ihn und seine nicht minder übertriebene und abgeschmackte Lobpreisung ist eine Recension im 143. Stück vom 29. November 1749 gerichtet; auch sie scheint mir, namentlich des witzigen Schlusses wegen, von Lessing geschrieben zu sein.

Chemnitz. Allhier ist ohnlängst bey Joh. Christoph und Johann David Stössel auf 2 Bogen in 8t. gedruckt worden: Critik über den Wohlklang des Sylben Maases in dem Heldengedichte, der Messias, in einem Sendschreiben an Herrn J. F. M. in Leipzig abgefasset von J. N. R. Herr J. N. R. das ist, Johann Nathanael Reichel, welcher sich vor ein Paar Jahren in Leipzig beyder Rechte Beflissenen nennte, nunmehr aber, da er absolvirt hat, oder von der Universität weg ist, sich ohne Zweifel beyder Rechte Candidaten nennen wird, ist einer von den unverschämten Anbetern des Hrn. Klopstocks, Verfassers des Heldengedichts, der Messias. Bey diesen Leuten heisst Critik, wenn sie auf den Messias zu reden kommen, nichts anders, als Lobspruch. Herr Reichel dringt mit seinen sklavisch kritischen Lobsprüchen nicht in das Innere dieses Heldengedichts ein. Er sieht es; er fängt an zu lesen; er sperrt Maul und Nase auf,

---

[1]) VIII, 206.

[2]) Von Danzel (2. A. I, S. 198) mit Unrecht als Gottschedianer bezeichnet.

und sieht das Sylbenmaaß an, wie die Kuh das neue Thor. Er entdeckt unentdeckliche Schönheiten darinne und giebt dadurch einen Beweis von der Feinheit und der scharfen Ausdehnung des Trommelfells seiner Ohren. In dem Verse:

Sieh! itzt streckt schon der Sprößling der grünenden Ceder den Arm aus,

sieht er die Ceder vor sichtlichen Augen wachsen, und die beyden Worte: Arm aus, machen in seinen Ohren den Eindruck von dem Sprößlinge der Ceder gerade so, wie er zum völligen Dienste des Messias da steht. Herr Reichel muß Eingebungen haben. Diese Kritik ist in den Vossischen Buchläden für 1 Gr. zu haben.

Den scharfen Urtheilen Lessings über die kritiklosen Verehrer des Messias liegt eine Anerkennung Klopstocks selbst und seiner Dichtung — trotz aller ihrer Mängel — zu Grunde; der Dichter des Messias galt ihm „aller Spöttereien und aller unglücklichen Nachahmungen ungeachtet als ein großer Dichter.“ Aber er machte einen gewaltigen Unterschied zwischen „dem geistreichen Verfasser des Messias und seinen Affen“ und zog unnachsichtlich gegen die „steifen Witzlinge“ zu Felde, „welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart einen lächerlichen Anstrich gaben.“ Bekanntlich suchte Bodmer nach dem Vorbilde des Messias seine alten poetischen Pläne [1]) auszuführen und ließ 1750 den Anfang seines Noah erscheinen. In den „Critischen Nachrichten auf das Jahr 1750“ [2]) wurde ihm von Sulzer und Ramler reichlichstes Lob gespendet; dagegen brachte die Berlinische priv. Zeitung im 29. Stück vom 7. März 1750 folgende Recension, die aller Wahrscheinlichkeit nach von Lessing herrührt:

---

[1]) In seiner „Sammlung critischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften“ (Zürich, 1741—44) hatte Bodmer den Grundriß zu seinem Noah mitgetheilt.

[2]) Nr. XII—XIV.

Leipzig. Allhier ist in der Weidemannischen Buchhandlung herausgekommen: Noah, ein Helden-Gedicht. Frankfurt und Leipzig. 1750. In Oct. 7½ Bogen. Man sieht wohl, daß dieser neue Heldendichter den Messias des Hrn. Klopstocks nachahmen will. Ob es nun gleich scheint, daß er dadurch, wodurch dieser sich so viel Ruhm erworben, sich nicht gleich großen Beifall zu versprechen haben werde, so ist doch nicht zu läugnen, daß viel Züge einer erhabenen Dichtungskraft darinne vorkommen. Nur wäre zu wünschen, daß nicht auch so viel sogar matte Stellen mit untergelaufen wären. Von der ganzen Einrichtung können wir nichts sagen, weil der Verfasser der neuen Mode, die Heldengedichte stückweise herauszugeben, gefolget ist. Wir haben hier nur die 2 ersten Bücher vor uns. Uebrigens ist es auch in den itzo so beliebten reimfreyen Hexametern geschrieben. Wir wollen unser Urtheil von dem poetisch-pedantischen Eifer wider die Reime bis auf ein andermal versparen[1]), und nur itzo etwas von den Deutschen Hexametern gedenken. Es ist nicht zu läugnen, daß die Deutsche Sprache dieser Versart fähig ist: es ist aber auch gewiß, daß sie weit weniger dazu geschickt ist, als die Lateinische und Griechische Sprache. Statt der Beweise wollen wir hier nur die beyden eben erwähnten Heldengedichte, den Messias, und den Noah, anführen. Kann man etwas höckrichters in einer Sprache hören, als die hexametrische Versart dieser beyden Gedichte? Beleidigt wohl die elendeste Prose empfindliche Ohren so sehr, als hier die beständige Verlängerung der kurzen und Verkürzung der langen Sylben? Besonders scheint der Verfasser des Noah keinen Begriff von der Lateinischen Prosodie zu haben. Ausser dem angezeigten Fehler bringt er die Cäsur niemals an den gehörigen Ort. Man lerne also ja bessere Deutsche Hexameter machen, eh man uns diese Versart so mit Gewalt aufdringen will. Ist in den Vossischen Buchläden für 4 Gr. zu haben.

Während Bodmer noch an der Vollendung seines Noah arbeitete, entwarf er eine ganze Reihe anderer Epen,

[1]) Ist, wie ich glaube, diese Recension von Lessing verfaßt, so hat er sein Versprechen, über den poetisch-pedantischen Eifer wider die Reime zu urtheilen, in dem ersten (April-)Heft des „Neuesten" erfüllt. (Hempel-Ausg. VIII, S. 47 f.)

deren Stoffe er den alttestamentlichen Erzählungen von den Patriarchen entnahm, und führte sie zum Theil aus. Zwei dieser Patriarchaden, „Jakob und Joseph" und „die Sündfluth"[1]) wurden von Lessing in dem Maiheft des Neuesten (Hempel-Ausg. VIII, S. 58 f.) kurz besprochen. Er kündigte für den folgenden Monat eine eingehendere Beurtheilung an, brachte dieselbe aber nicht. Dagegen befindet sich im 27. Stück der Critischen Nachrichten vom 2. Juli 1751 (S. 213—215) eine Recension der beiden Epen, die ihrem Inhalte nach mit dem Artikel des Neuesten so sehr übereinstimmt, daß sie nur von Lessing stammen kann.

Zürich.

Jacob und Joseph: ein Gedicht in drei Gesängen.

Instant, he cry'd, your femal discord end,
Ye deedless boasters! And the song attend:
Obey that sweet compulsion, nor profane
With dissonance the smooth melodious strain.

Zyrich. Bei Conr. Orel und Compagnie. MDCCLI. In Quart, 13 Bogen.

Wir sehen wohl, was die Absicht des Verfassers dieser deutschen Pseudohexameter gewesen ist. Er hat eine rührende Geschichte, wozu die Verlierung des Joseph und seine glückliche Wiederfindung allerdings sehr geschickt gewesen, poetisch beschreiben, und dabey Gelegenheit nehmen wollen, seine Stärke in der Schilderung starker Gemüthsbewegungen und in der von seinen kritischen Landsleuten so sehr und bis zum Ekel gerühmten malerischen Dichtkunst zu zeigen. Uns dünkt aber, es ist ihm gar schlecht und zuweilen nur von ungefähr, gelungen. Er hat dazu die Klopstockische Versart, das ist, die in dem Virgil und Ovid so wohlklingenden Hexameter,

---

[1]) Man hat bezweifelt, daß die „Sündfluth" (als eine Nachahmung des Noah) wirklich von Bodmer herrühre; allein aus den „Briefen der Schweizer" (S. 190) geht Bodmers Autorschaft klar hervor. Vgl. auch Nicolais Anmerkung zu J. G. Sulzers „Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt". Berlin u. Stettin 1809. S. 30.

deren unsere Muttersprache an sich vollkommen fähig ist, welche aber von dem geistreichen Verfasser des Meßias und seinen Affen sehr gemishandelt worden, erwählet. Wie können doch Deutsche Ohren bey diesem unerträglichen Uebelklange so unempfindlich seyn? Hat Horaz den Wohlklang im Sylbenmaße nicht so gut beobachtet, als Virgil und Ovid, so hat es ihm gewiß nicht am Willen, sondern an der Fertigkeit in dieser poetischen Kleinigkeit gemangelt. Wir wollen aber einem Dichter, welcher sich nun einmal in ein solch höckerichtes Wesen verliebt hat, gern seine kleine Thorheit vergeben, wenn er nur dabey das wesentliche Poetische in seiner Gewalt hat. Dieses können wir aber von dem Verfasser des Jacob und Joseph nicht sagen. Man lese einmal folgenden Anfang:

Bald war ein jahr mit auf- und niedergehenden tagen
In das westliche meer gesunken, seitdem das geschlechte
Jacobs, den Gott mit dem wyrdigern nahmen des Israel ehrte,
Von den grenzen des Nils und der Mizren zuryke gekommen,
Mit getreide zwar wol versehn, doch voll kraenkenden sorgen,
Furcht sass in den minen und gram entstellt' ihr gesichte;
Simeon, einer der aeltesten, war zuryke geblieben,
Ihn befahl der Oberhofmeister in bande zu legen,
Dass er sein staatsgefangner verbliebe, bis Simeons bryder
Beim wiederkommen mit ihnen den jyngsten bruder auch braechten,
Dadurch sollten die bryder ihm ihre treue bewaehren:
Denn er hatte verdacht, sie waeren gekommen, die bloesse
Von Mizraim zu spaehn. Sie waren zwar keine kundschafter,
Dieser bezychtigung halber war ihr gewissen beruhigt:
Aber sie nagete mit verschwiegenen bissen die synde,
Die sie an ihrem bruder, dem Joseph, begangen; sie hatten
Ihn kaufleuten von Ismaels stamm zum sclaven verkaufet.

Man schreibe dieses ohne Absätze der Zeilen hin: so wollen wir demjenigen Trotz bieten, welcher merken wird, daß es Poesie seyn soll.[1]) Und so ist fast das ganze Gedicht.

Gleichwie dieser Verfasser dem Verfasser des Messias in der Versart nachgeahmet hat, also hat er es dem Verfasser des Frühlings in den Lateinischen Buchstaben nachgethan. Das heist gute

[1]) Vgl. Litteraturbrief 39. (IX, S. 130.) „Sind schweizerische Hexameter nicht auch Prosa?“

Dichter glücklich nachahmen! Aber warum will man denn unsere ursprüngliche Sprache in das Joch fremder Charaktere zwingen? Laßt uns doch das ehrwürdige Alterthum unserer Muttersprache auch in den ihr eigenen Buchstaben behaupten! Man wirft unsern Buchstaben vor, daß sie so viel Ecken haben! Welch ein Vorwurf! Gleich als ob die Ecken nicht so ehrlich wären, als die Rundungen, und als ob die Lateinischen Charaktere nicht eben so viel Ecken hätten. Denkt man dadurch die Ausländer zu Erlernung unserer Sprache anzulocken, so irret man sich sehr. Wenn sie bis auf die Buchstaben, welche doch meistens den Lateinischen sehr ähnlich sind, kommen, so kommen sie auch weiter. Es ist übrigens ohne Zweifel wegen des Mangels an ü in dem Antiquaschriftkasten geschehen, daß man Statt derselben lauter y genommen hat, und weil hierdurch auch das Fach des y leer geworden, so hat man nothwendig, anstatt des y, welches sonst ein guter alter ehrlicher Deutscher Buchstabe ist, allemal ein i genommen. Dergleichen Sprachverbesserungen können wir für nichts anders, als für Kinderspiele, ansehen, welchen gesetzte Deutsche Schriftsteller nachzuäffen sich jederzeit schämen werden; und das von Rechts wegen.

* * *

Die Synd-Flut. Ein Gedicht, Erster und zweyter Gesang. Zyrich, bey Heidegger und Compagnie 1751. In groß Quart, 5 Bogen.

Der Verfasser dieses Gedichts wagt sich auf einen Theil des Feldes, welches der Verfasser des Noah, Hr. Bodmer, zu durchlaufen sich vorgenommen hat. Er hat sich in der wohlgesetzten Vorrede wegen dieses Unternehmens hinlänglich entschuldiget. In dem Äuserlichen ist dieses Gedicht dem vorhergehenden fast vollkommen gleich. Dem Innern nach kömmt es der Sprache eines Dichters etwas näher, ob es gleich auch hin und wieder ziemlich nach der Prose schmeckt. Wir werden sehen, wie ihm die Fortsetzung gelingen wird. Eine etwas seltsame, wir wollen nicht sagen, poßierliche Stelle wollen wir, zur Belustigung unserer Leser, hersetzen. Noah beklagt sich über die Aufführung der damaligen Menschen unter andern also:

Einige haben die zaertlichste Neigung zu Hunden, und andre
Halten sich gern zu den Affen, sie gehn mit ihnen vertraut um,
Wie mit Brudergeschlechten, und nehmen ihr thun sich zum Beyspiel.

Der haengt ein Froeschebein an, ein andrer die Quaste vom
Kuhschwanz,
Dieser den Schnabel des Hahnen, sie hyten des nichtigen
Spielzeugs,
Wie des rechten Augapfels, beglaubt ihr Leben und Wolseyn,
Sey an seine Bewahrung gebunden, und mit ihm verlohren. etc.

Lessing nahm in dem Streite, der durch das Erscheinen des Messias entbrannt war, eine durchaus selbständige Stellung ein; er gehörte zu keiner der feindlichen Parteien. Noch weniger, als den Bewunderern und Nachahmern Klopstocks, konnte er den Gegnern desselben zustimmen, die besonders seit dem Jahre 1751 aus dem Gottschedischen Lager sich erhoben. Einer der ersten war Daniel Wilhelm Triller, der in der Vorrede zum 5ten Theil seiner Gedichte den Messias bekämpfte. Seine Einwürfe wurden von Lessing im Maiheft des „Neuesten" (Hempel-Ausg. VIII, S. 55—57) verächtlich zurückgewiesen. Triller ließ bald darauf ohne Nennung seines Namens den „Wurmsamen" erscheinen, in dem er die neue Dichtungsart durch Nachahmung lächerlich zu machen suchte. Gegen diese klägliche Parodie ist ein Artikel im 48. Stück der Critischen Nachrichten vom 26. November 1751 (S. 382 f.) gerichtet.

Frankfurt und Leipzig.

Der Wurmsaamen. Ein Heldengedicht. Erster Gesang. Welchem bald noch XXIX. folgen sollen. Nach der allerneuesten Mahlerischen, Schöpferischen, Heroischen und männlichen Dichtkunst, ohne Regeln regelmäßig eingerichtet.

Horat.

Vesanum tetigisse timent fugiuntque poetam.
Qui sapiunt, agitant pueri incautique sequuntur.

1751. In Quart, 1 Bogen.

Wenn derjenige großmüthig genennet wird, welcher auch an seinem Feinde die Tugend lobt, so wird man es uns wenigstens

vergeben, wenn wir gestehen, daß wir in diesem Bogen eine Art des Witzes bemerket haben, welcher vielleicht in der Satire sein Glück machen könnte, wenn er guten Mustern folgen wollte. Man darf es ja in diesen erleuchteten Zeiten nicht mehr beweisen, daß ein Einfall gut, obgleich nicht wahr, und eine Satire witzig, obgleich nicht gegründet seyn kann. Aber es fehlt gleichwohl dieser Satire noch viel an ihrer wahren Güte. Es scheint, als ob sie bey einer Pfeife Taback, oder bey dem Nähpult (denn wir sind wegen des Geschlechts des Verfassers sehr zweifelhaft) wäre verfertiget worden. Bald spottet der kritische Dichter, bald spielt er; bald redet die Ironie, bald die Kritik. Wir wissen, daß gewisse Kunstrichter den Milton strafen, daß sein Held der Teufel und die Haupthandlung seines Heldengedichts eine von diesem durchaus bösen Helden ausgeführte böse That sey. Der Held unseres Spötters ist

— — — ein Seraff, aller Seraffen
Oberhaupt, in den einsiedlerischen einsamen Wüsten der Scythen
Vormals gebohren, bey Zihim und Ohim, dunkel erzogen,
Wo Feldgeister und Kobolde hüpfen und springen,
Und die Rohrdommeln und Igel nisten und legen,
Mit Wind und Rauche, Nebel und Eiße ernähret 2c.

„Dieser böse Geist, vor welchem die Vögel verstummen, die Blumen verwelken, das Honig zu Wermuth, das Licht zu Finsterniß und das Gold zu Eisen wird, und welcher Raben, Eulen und Käuzlein zu Gefährden hat, hat den Phöbus aus Deutschland vertrieben, und durch Ausstreuung seines edlen Wurmsamens das Vernunftlose und Abentheuerliche in der Dichtkunst eingeführet." Was ist das anders, als ein böser Geist, ein Teufel des guten Geschmacks, welcher, nach unsers Satyrs Meynung, eine sehr böse That glücklich ausgeführet hat?

Daß diese Satire auf den Messias und einige andere neue demselben ähnliche Gedichte gehet, dürfen wir wohl unsern Lesern nicht erst sagen. Der Verfasser hat seine Leser nicht für so klug gehalten, dieses errathen zu können, indem er in den Noten den Messias und den Noah ausdrücklich nennet.

Doch wir glauben schon genug von dem Wurmsamen geredet zu haben. Wir wollen aber den Verfasser desselben noch selbst ein wenig reden lassen. So lautet der Anfang:

Von dem Wurmsaamen, der itzo so reichliche Früchte schon träget,
Daß nun die Dichtkunst der Deutschen ein anderes Wesen beginnet,
Sing ich Miltonisch, ja über Miltonisch, begeistert.

Helft mir, ihr Musen, ihr neuen, gehirneten, bessern,
Dieses Vorhaben rühmlich vollbringen, und jaget
Alles natürliche, kriechende ferne von dannen,
Sylbenmaaß, Reime, Abschnitt und andere Zierden entweichen.
Daß ich nichts menschliches oder gewöhnliches singe,
Sondern die Leser erstaunend, den Schwindel darüber bekommen,
Daß sie vor Freuden, die Köpfe an Wänden zerstossen.

Wie, wenn zwey von den folgenden Büchern von dem Hermann und dem Nimrod[1]) handelten? Sollte da die Satire nicht besser angewandt seyn?

Dem witzlosen „Wurmsamen" stellte ein Unbekannter sofort den „Wurmdoctor" entgegen, ein ebenso unbedeutendes Machwerk, das gleichfalls in dem 48. Stück der Crit. Nachr. vom 26. November (S. 383 f.) angezeigt wurde.

Der Wurm-Doctor oder glaubwürdige Lebensbeschreibung des Hrn. Verfassers vom Wurmsamen. 1751. In Oct. 1½ Bogen.

Dieses ist eine Antwort von dem Wurmsamen, von welchem wir itzo geredet haben. Wir glauben nicht, daß sie von einem Freunde des Hrn. Klopstocks oder seines gleichen herrühret. Diese werden weder eine Antwort für nöthig halten, noch ihre gute Sache so schlecht vertheidigen. Es fehlt zwar dieser Satire (denn eine Satire soll es doch wohl seyn) auch nicht an Witz und Erfindung: aber der Witz ist so gezwungen, und die Erfindungen sind so leer, daß wir besorgen, der Verfasser werde dadurch weder sich berühmt, noch seinen Gegner schamroth gemacht haben. Er dichtet, daß dieser Wurmdoctor einen Wurmdoctor zum Vater gehabt, daß er eine breite Nase, eine Frau mit einer langen Nase, einen Wurm an statt der Seele, und in seiner Jugend über ein Paar Affen die Aufsicht gehabt habe, und der Obersehraff

---

[1]) Diese beiden Epen werden auch im Dezemberheft des „Neuesten" (Hempel-Ausg. VIII, S. 126) zusammengestellt und mit Verachtung abgefertigt.

sey genennet worden. Wozu dienet aller dieser Unrath? Doch es wird kommen. Er kauft sich von seinem mit der Wurmdocterey erworbenen Vermögen ein Bauergut mit einem Obstgarten. In diesem läßt er alle Bäume ausrotten, säet Wurmsamen hinein, und beschreibt in einem Heldengedicht diese und andere von seinen Heldenthaten. Wir wünschen, daß die Drohung dieses St. Georgenritters nicht erfüllet wird, und er nicht noch einmal die Lanze mit dem Lindwurm brechen möge.

Die weiteren Streitschriften, die sich an den Wurmsamen und Wurmdoctor anschlossen, wurden im Jahrgang 1752 der Vossischen Zeitung besprochen. Da Lessing damals in Wittenberg lebte, so wird jetzt allgemein angenommen, daß er an dem gelehrten Artikel der Zeitung keinen Antheil nahm.[1]) Die Recensionen vertreten indessen durchaus Lessings Anschauungen; da sie nur kurz sind, so mögen sie hier mitgetheilt werden.

Im 45. Stück vom 13. April 1752 wird ein Werkchen angezeigt, das sich mit dem „Wurmdoctor" beschäftigt.

Unpartheiische Untersuchung, was von der Schrift, der Wurm-Doktor, oder glaubwürdige Lebensbeschreibung des Herrn Verfassers vom Wurmsaamen, zu halten sey. Frankfurth und Leipzig, 1752. Man hätte weit kürzer, und doch eben so gründlich, als es hier geschehen, sagen können, daß der Wurmdoctor eine elende Satyre sey. Vielleicht ist aber die Absicht dieser Schrift hauptsächlich, zu sagen, daß der Hr. Prof. Meier in Halle nicht der Verfasser des Wurmdoctors ist, wie einige haben vorgeben wollen. Ist in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam für 2 Gr. zu haben.

In demselben Stück der Vossischen Zeitung wird der zweite Gesang des Wurmsamens besprochen, der übrigens,

---

[1]) Vgl. Danzel, 2. Auflage. I, S. 188; C. C. Redlich in der Hempel-Ausgabe XII, S. 424.

wie auch der dritte, nicht von Triller, sondern von Börner verfaßt ist.

Der Wurmsaamen. Ein Helden-Gedicht. Zweyter Gesang. Grund-Ryß von 232 Zeylen, zu eynem Gedychte, genannt: Apollo auf dem Gletscher, oder der Grymselbergysche Phöbus, welches von eynem Seraphyschen Kopfe yn 12 oder mehr Gesänge ausgedehnet, und yn 4to myt lateynyschen Buchstaben gedruckt werden kan. Hyn und wyder myt 50 crytyschen Noten bereyts versehen. Nach der neuesten Alpynyschen Recht-Schreybekunst. Nach dem Frankfurther Original. 1752. In Quart 2 Bogen. Man sieht bald, daß dieses nicht die Arbeit des Verfassers des ersten Gesangs ist. Dieser Gesang ist etwas besser, als der erste. Apollo setzt sich auf einen Gletscher, oder Eisberg, und der Dichter legt ihm und dem Schutzgeiste der Schweiz allerley Reden in den Mund, welche dem gemäß sind, was sich aus dem poßierlichen Titel vermuthen läßt. Der Verfasser muß eben kein G**aner[1]) seyn. Denn er läßt den Apollo Hallers Gedichte mit in den Himmel nehmen, da hingegen anderer Schweizer ihre, und besonders die mit J. J. B.[2]) bezeichneten, unter das ewige Eis der helvetischen Gletscher begraben werden. Ist in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam für 2 Gr. zu haben.

Im 85. Stück vom 15. Juli 1752 wird der dritte Gesang des Wurmsamens angezeigt.

Der Wurmsaamen, ein Heldengedicht. Dritter Gesang. Oder: Klopstock und die Klopstockische Secte, besungen von B. Frankfurt am Mayn, 1752. In Quart, 1 Bogen. Der Verfasser dieses dritten Gesanges vom Wurmsaamen (denn jeder Gesang hat wohl seinen besondern Verfasser) sucht den Herrn Klopstock dadurch zu beschämen, daß er seine Hexameter reimt, die aber im übrigen ungereimt genung sind. Die beygefügte Ode mag der Verfasser wohl bey dem Leipziger Gesundbrunnen, dieser Stötteritzer Hippokrene, gemacht haben. Er

---

[1]) Gottschedianer.
[2]) Johann Jakob Bodmer.

legt darinne sein poetisches Glaubensbekenntniß ab, indem er sich zugleich Hallern, Neukirchen und Gottscheden, welche ihm alle gleich gut sind, zu Mustern vorstellet, erhaben wie Brockes, und natürlich, wie Triller (natürlich genug!) schreiben will, und, wenn ihn der Teufel reuten sollte, ein Heldengedichte zu machen, es kein Haar anders klingen soll, als der Hermann der bewußten hochfreyherrlichen Feder. Ist in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 1 Gr. zu haben.

In den Critischen Nachrichten auf das Jahr 1751 fand Lessing keine Veranlassung, sich über Klopstocks Messias selbst auszusprechen, dagegen wurde die bekannte „Ode an Gott", welche Lessing am 7. Dezember in der Vossischen Zeitung angezeigt hatte [1]), im 51. Stück der Crit. Nachr. vom 17. Dezember 1751 (S. 402 f.) noch einmal recensirt.

Man sieht, ohne Benennung eines Orts: Ode an Gott von Herrn Klopstock, 1751. In Oct. 1 Bogen.

Vielleicht vermuthet man in dieser Ode poetische Betrachtungen über die Majestät Gottes; und man muthmaßet auch recht. Oder vielleicht sucht man darinnen ein Gebet einer entzückten Demuth; und man irret sich auch hierinne nicht. Man findet beydes darinne: dennoch ist diese Ode ein Liebeslied, und man könnte sie das hohe Lied Klopstocks nennen. Man sieht wohl, daß Herr Klopstock derjenige ist,

— — — cui mens diuinior atque os
Magna sonaturum,

und daß er Pindarisch schreiben würde, wann er auch ein Gedicht vom Ackerbau schriebe. Er beweint die Abwesenheit seiner Geliebten, und anstatt daß ein anderer Dichter, welcher in ähnlichen Umständen war, seine poetische Klage mit einem Soll ich meine Doris müssen [2])? ꝛc. anfing, so erschüttert ihn ein stiller Schauer der Allgegenwart Gottes; sein Herz und sein Gebein beben sanft gerührt; er fühlt, er fühlt es, daß Gott auch da, wo

---

[1]) Hempel-Ausg. XII, S. 474 f.
[2]) Wohl Druckfehler für: missen.

er wohnt, Gott ist. Er wünscht mit Gott zu reden, zweifelt aber, daß er ihn wird zu sprechen bekommen. Endlich wagt er es, mit dem Ewigen zu reden; er sagt ihm, daß er, Gott, ewig ist, und daß er, Klopstock, liebet. Der Ewige soll ihm seine Geliebte wieder geben, oder er soll sein Leben zu einem schnellen Hauch machen. Er verspricht ihm dafür, noch einmal so tugendhaft zu seyn, wenn sie bey ihm ist, und den Meßias desto feuriger zu besingen. Von ihr geliebt, sagt er, will ich dir feuriger entgegen jauchzen; will ich mein volles Herz in hohen Hallelujaliedern, ewiger Vater! vor dir vergießen. Dann, wann sie mit mir deinen erhabenen Ruhm gen Himmel weinet, bebend, mit schwimmenden entzückten Augen, will ich mit ihr hier schon das ewige Leben fühlen. Das Lied des Sohns, truncken in ihrem Arm, von reiner Wollust, will ich erhabener, Enkeln, die gleich uns lieben, gleich uns Christen sind, seligen Enkeln singen. —

Unsere Leser werden wohl die Absäze der Verse, welche wir, den Raum zu ersparen, weggelassen haben, da sie ohnedieß ohne darüber gesetzte Zeichen keine Füße haben würden, nicht vermissen.

Einen Gedanken unsers berühmten Dichters, welchen wir ohne diese Anmerkung nicht haben denken können, müssen wir noch berühren. Es ist der in dieser Ode und in dem Meßias oft vorkommende Gedanke von dem Gedanken, welcher gedacht wird. [1]) Dieser gedacht werdende Gedanke, welcher so lange ein guter poetischer Gedanke, oder vielmehr Ausdruck ist, als er weniger geschrieben, als gedacht wird, hat, wenn wir uns recht erinnern, seinen Ursprung von einem Gedanken eines bekannten glücklichen Dichters, welcher ihn dachte, als er einsmal eine Ode verfertigte. Dieser Gedanke und das Denken des Gedankens fand damals gleich bey einigen wahren Kennern poetischer Schönheiten, und nachmaligen vertrauten Freunden des Hrn. Klopstocks, weil er gut angebracht, und nur einmal angebracht war, vielen Beyfall.

O imitatores! — — — —

---

[1]) In der Ode an Gott, die gegen den Willen Klopstocks und ziemlich fehlerhaft herausgegeben war, findet sich der Ausdruck dreimal; auch in den beiden 1751 erschienenen Gesängen des Messias kommt er öfters vor.

Die Ueberschwänglichkeit der Klopstockschen Lyrik ist selten mit feinerem Witze bespöttelt worden als in dieser Recension. Wir dürfen sie unbedenklich Lessing zuschreiben, zumal da sie die in dem Artikel der Vossischen Zeitung bereits angedeuteten Gedanken weiter ausführt.

Berichtigungen.

S. 29, Z. 7 v. u.: Städtchens (statt: Städtchen).
S. 90, Z. 4 v. u.: nichts als (statt: nicht als).
S. 114, Z. 17 v. u.: einen (statt: einem).

G. Pätz'sche Buchdr. (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Wagner, B. A.

Lessing-Forschungen nebst Nachträgen zu Lessings Werken

Berlin 1881